



Das Leben pflegen

Grenzen ausloten, Neues entdecken, den Geist weiten – das fasziniert unsere Pflegefachfrau Regine Stooss in jeder Lebenslage.

ab Seite 20

Persönlich
Flavia Hostettler:
Das Leben und den
Tod erleben

Seite 4

Leben im Hospiz
Erika Arpagaus:
Wenn jeder Tag ein
Geschenk ist

Seite 8

Reportage
Yvonne Kunz:
Wir räuchern seit
Menschengedenken

Seite 14

Botschafter
Rochus Lussi:
Das Pendel des
Lebens abbilden

Seite 30

- 3 Editorial
- 4 *Persönlich*
Flavia Hostettler:
Das Leben und den Tod
erleben
- 8 *Leben im Hospiz*
Erika Arpagaus: Wenn jeder
Tag ein Geschenk ist
- 14 *Reportage*
Yvonne Kunz: *Wir räuchern
seit Menschengedenken*
- 18 *Katzengeschichten*
Jimini's Hospiz-Alltag
- 19 *Buchtipps*
Susann Brückner: *Endlich.
Über Trauer reden*
- 20 *Portrait*
Regine Stooss: Neugierig auf
die Welt und die Menschen
- 24 *Interview*
Dr. med. Stefan Meyer:
*Patientenzentriert arbeiten
als oberstes Ziel*
- 28 *Aus dem Hospiz*
Zertifizierung Gütesiegel
Hospize Schweiz
- 30 *Botschafter*
Rochus Lussi: *Das Pendel des
Lebens abbilden*
- 35 *Aus dem Hospiz*
Die besonderen Spenden
- 36 *Veranstaltungen*
- 37 *Aus dem Hospiz*
Sie wollen im Hospiz
arbeiten?
- 38 *Spenden*
Der Hospiz-Schirm

«Mut ist der vollkommene Wille, den kein Schrecken erschüttern kann.»

— Ralph Waldo Emerson

Impressum

Ausgabe: September 2022
 Herausgeber: Stiftung Hospiz Zentralschweiz, Gashofstrasse 18, 6014 Luzern
 Text, Redaktion: wortsprudel.ch, Luzern
 Layout/Grafik: concept media, Luzern | Fotos: Delussu Fotografie, Luzern
 Druck: Druckerei Ebikon AG, Ebikon | Auflage: 5700 Exemplare
 Beiträge und Inserate: Bitte per E-Mail an medien@honz.ch.
 Leserbriefe und Rückmeldungen sind herzlich willkommen.



MUT

Liebe Leserin, lieber Leser

Der Herbst kommt und er bringt uns die wunderbaren Düfte der Reife und der Fülle. Nicht nur die Farben verzaubern uns, sondern eben auch die vielfältigen Gerüche, die uns überall begegnen.

Im Hospiz sind Düfte sehr wichtig. Sie kommen vor dem Mittag aus der Küche, wenn unsere Köche in den Töpfen rühren und regen den Appetit an. Sie strömen durchs Haus, wenn Birnenbrot oder Kuchen gebacken werden. Und sie füllen das Gebäude, wenn geräuchert wird. Diese energetische Reinigung ist sehr wichtig. Kein Zimmer wird neu bezogen, ohne dass es geräuchert wurde. Und zwar so lange, bis die Atmosphäre frei und offen ist. Weil Räuchern eine Kunst und Yvonne Kunz mit dieser bestens vertraut ist, kommt sie regelmässig in unser Haus. Sie nimmt sehr fein wahr, was das Auge nicht sehen kann. Lesen Sie den Artikel zu ihrer Arbeit ab Seite 14.

In dieser Ausgabe des MUT kommt zum ersten Mal in der Form eine Patientin zu Wort. Uns ist es sehr wichtig, dass die Privatsphäre der Patienten in allen Teilen gewahrt bleibt. Es gibt aber immer wieder Menschen, die wollen berichten, was ihnen im Hospiz gefällt und warum sie so gerne hier sind. Wir danken Frau Arpagaus von Herzen für ihre Offenheit und ihren MUT. Lesen Sie ab Seite 8 den Beitrag von ihr.

Auch eine Angehörige kommt wieder zu Wort und beschreibt, wie sie die letzte



Zeit ihres Vaters im Haus erlebt hat. Diese sehr persönlichen Eindrücke sind wichtig für uns und zeigen, dass das Hospiz eine Institution ist, die es braucht und die von den Menschen gewollt ist. Den Erfahrungsbericht lesen Sie ab Seite 4.

Die hohe Qualität des Hospizes ist mit dem «Gütesiegel Hospize Schweiz» gesichert. Das Haus hat die Auditierung erfolgreich abgeschlossen und ist jetzt zertifiziert. Was das genau heisst, lesen Sie ab Seite 28.

Es braucht auch die Unterstützung von Ärzten, die im Notfall-Hintergrund mitwirken. In dieser Ausgabe kommt ein junger Hausarztkollege zu Wort, der seit Beginn diesen Notfall-Hintergrunddienst leistet und mit grossen, gelebten Idealen seinen Beruf ausübt. Den Bericht zu Stefan Meyer lesen Sie ab Seite 24.

Mit genau so viel gelebter Menschlichkeit und Wärme sind unsere Pflegenden bei der Arbeit. Regine Stooss berichtet aus ihrem Hospizalltag, den wir so gerne mit ihr teilen. Den Beitrag dazu lesen Sie ab Seite 20.

Auch unsere Katzen sind wichtige und wertvolle Mitarbeiter. Von Koko und Jimini kennen wir die Väter nicht, vom Hölzernen aber sehr wohl: Rochus Lussi hat ihn zu unserer grossen Freude geschaffen. Lesen Sie ab Seite 30, was Rochus Lussi bewegt.

Ich wünsche Ihnen einen duftenden Herbst!

Mit herzlichen Grüssen,
Sibylle Jean-Petit-Matile





Flavia Hostettler

Das Leben und den Tod erleben

Der Vater von Flavia Hostettler weilte Anfang 2021 drei Wochen im Hospiz. In unserem Gespräch erzählt sie über Schönes, Berührendes, Schwieriges aus dieser Zeit. Und warum dem Hauskater Koko ein besonderer Dank gebührt.

Yvonne Ineichen: Ihr Vater starb im März 2021 im Hospiz Zentralschweiz. Wie ist es für Sie, heute wieder hier zu sein?

Flavia Hostettler: Ich kehre sehr gerne ins Hospiz zurück. So war es auch ein paar Tage nach Vaters Tod, als ich für ein Gespräch mit Karin Klemm, der Seelsorgerin, herkam. Da spürte ich, dass ich mit allem im Reinen bin, das Kapitel schliessen konnte. Und so ist es heute. Ich bin regelmässig hier und bringe für die Patientinnen und Patienten handgefertigte Betonschalen vorbei. Die meines Vaters nahm ich mit nach Hause. Wenn mir danach ist, zünde ich darin eine Kerze an und erinnere mich an ihn und die gemeinsame Zeit.

Was war der Auslöser für den Eintritt ins Hospiz?

Mein Vater erhielt im Oktober 2020 die Diagnose Speiseröhrenkrebs. Trotz früherer Erkrankungen war Papi vital, weltoffen und interessiert an den Menschen. Er lebte intensiv, vielseitig und selbstbestimmt und es war sein Wunsch, mit Exit aus dem Leben zu scheiden. Dass er einen langen Leidensweg vermeiden wollte, respektierten wir ganz selbstverständlich. Trotzdem erwähnte ich das Hospiz als mögliche Option. Mein Vater, meine Schwester und ich besichtigten das Haus und erhielten sämtliche Informationen. Am Tag unserer Besichtigung fand im Innenhof eine kleine Feier statt. Ein Mann zelebrierte

in seinem Freundeskreis das Leben. Ein Feuer brannte, man brätelte eine Wurst, stiess mit Wein an. Das faszinierte meinen Vater. Wir fühlten uns willkommen und wohl, wussten: Hier sind wir richtig.

Was haben Sie in der Zeit als besonders bereichernd erlebt?

Es kehrte Ruhe ein. Wir konnten die verbleibende Zeit miteinander geniessen. Sie müssen wissen, unsere Mutter starb vor 11 Jahren. Mein Vater pflegte sie intensiv, kümmerte sich. Umso mehr gönnte ich ihm diesen schönen letzten Lebensabschnitt. Ich schätzte, dass ich kommen und gehen, bleiben durfte, wann immer mir danach war und so lange wie Papi und ich wollten. Das

Haus wirkt einladend, jeglicher Spitalcharakter fehlt. Es überwiegt eine wohl-tuende Leichtigkeit. Alle Mitarbeitenden – Freiwillige, Pflegende, Ärztin, Seelsorge – engagieren sich mit Herz. Man hatte immer eine Ansprechperson, durfte alles fragen, mitbestimmen in allen Belangen. Mein Vater durfte seine Wünsche äussern und fand Gehör.

Gibt es einen berührenden Moment, den Sie für immer in Erinnerung behalten?

Es gab unendlich viele schöne Momente. Wohl weil wir so entspannt sein durften, war auch Raum für fröhliche Augenblicke. Ich erinnere mich an den Besuch meiner Nichte. Sie verabschiedete sich von ihrem Nonno mit den Wor-

«Es gab unendlich viele schöne Momente. Wohl weil wir so entspannt sein durften, war auch Raum für fröhliche Augenblicke.»

ten, dass ihr Freund draussen warte. Wie mein Vater ist, wollte er ihn kennenlernen. Im Nu war zwischen den beiden eine Verbindung da und Vater meinte: «Du bist ein Guter, du bekommst zehn Punkte.» Als die zwei jungen Menschen Adieu sagten, rief er Fabian hinterher, ob er in der Feuerwehr sei, was dieser

verneinte. «O. k., dann gibt es einen Punkt Abzug.» Wir alle brachen in Lachen aus. Es war ein symbolischer Moment: Begrüssen und Abschiednehmen gleichzeitig. Wie wertvoll, dass auch die jüngere Generation das Hospiz kennenlernen kann als eine würdige Alternative am Lebensende. Mein Vater besass Schalk, ging gerne auf Menschen zu, war offen für vieles und gesprächsbereit. Das behielt er bis zum Schluss.

Und welches waren schwierige Momente?

Schwierig waren die letzten Wochen, als er noch daheim war und dann die ersten Tage hier – mitzuerleben, dass Vater Schmerzen hat, tat mir sehr leid und war für mich nicht einfach auszuhalten. Das war der einzig schwierige Moment, der sich aber dank einer guten Medikation rasch entspannte.

Was half Ihnen in den schwierigen Zeiten?

Dass ich zu jeder Zeit hier sein durfte. Ein paar Tage bevor Papi verstarb, war er durch Schmerz- und Schlafmittel in einem sehr tiefen Schlafzustand. Ich sass abends in seinem Zimmer und realisierte, dass er unruhig wurde. Da spürte ich: Es ist richtig und wichtig, dass ich über Nacht bleibe, ihn begleite. Die Atmosphäre in der Nacht empfand ich voller Frieden und Ruhe. Ausserdem half mir das Miteinander mit meiner Schwester. Wir haben eine sehr vertraute Beziehung. Durch die gemeinsame Begleitung unseres Vaters an seinem Lebensende konnten wir einander Kraft geben.

Was war Ihnen besonders wichtig im Umgang mit Ihrem Vater?

Er entschied sich sehr früh für das

Sterbefasten. Uns war wichtig, seinen Wunsch zu respektieren und ihn entsprechend zu begleiten. Die Ärztin und die Pflegenden besprachen alles genau mit uns. Er zelebrierte das in Würde und ganz bewusst – wie alles in seinem Leben. Da zolle ich ihm grossen Respekt. Zu Beginn stand er noch selbstständig auf, putzte sich die Zähne. Und spukte selbst da das Wasser restlos wieder aus. Papi war Selbstbestimmung immer enorm wichtig. Und das wird im Hospiz respektiert.

Wie haben Sie den Umgang unserer Mitarbeitenden mit Ihrem Vater erlebt?

Sie waren immer sehr kompetent, aufmerksam. Sie liessen sich auf seinen

«Ich wusste ihn in besten Händen und hatte meinen Kopf frei für mein eigenes Leben, das parallel dazu ja auch stattfand.»

schrägen Humor ein, schätzten das Geplänkel zwischendurch. Das gab mir immer ein gutes Gefühl, auch wenn ich mich nach einem Besuch verabschiedete. Ich wusste ihn in besten Händen und hatte meinen Kopf frei für mein eigenes Leben, das parallel dazu ja auch stattfand.

Welche Unterstützung haben Sie besonders geschätzt?

Ein besonderer Dank geht an Koko. Das mag etwas eigenartig anmuten, aber mein Vater hatte ein grosses Herz für Tiere. Wir waren am Sonntag, seinem Todestag, bei ihm. Er befand sich tief im Schlaf, auf dem Weg zum Übergang. Koko kam zu diesem Zeitpunkt ins Zimmer, legte sich zu seinen Füßen aufs Bett. Dass der Kater seinen Schlaf bewachte, erschien mir als ein spezieller Liebesdienst. Er scheint ein Begleiter von der einen Welt in die andere zu sein. Ich fuhr an diesem Tag nach Hause, im Wissen, dass wir alles getan haben, was wir konnten.

Haben Sie etwas vermisst?

Nein. Es gibt wirklich nichts, das ich bemängeln könnte. Denn wenn sich etwas zeigte, konnte man es offen ansprechen.

Wie erlebten Sie die letzten Stunden?

Es war ein sanfter Abschied. Wir waren am Sonntagnachmittag noch hier, doch den letzten Schritt tat er in unserer Abwesenheit. Am Sonntagabend gegen 20 Uhr, mit Koko zu seinen Füßen. Das war wohl in seinem Willen. Man informierte uns umgehend. Wir entschieden, am Montag ins Hospiz zu kommen. In der Zwischenzeit machten ihn zwei Pflegende liebevoll zurecht. Er legte zeitlebens Wert auf ein gepflegtes Äusseres. Als wir in sein Zimmer traten, sah er wieder aus wie früher. Sein Gesicht strahlte Leben aus, war schön anzusehen. Das ist wichtig. Das letzte Bild bleibt haften. Ich glaubte für einen Moment, dass er in einem Wimpernschlag seine Augen wieder öffnen würde.



Wie war für Sie die Zeit vom Tod bis heute? Konnten Sie trauern? Was hat Sie unterstützt?

Ich pflege einen guten Umgang mit dem Sterben, dem Tod. Zwar gab ich meinen Vater physisch her, verloren habe ich ihn nicht. Er ist immer da. Seine Präsenz ist für mich spürbar. Er vermachte mir eine Pflanze, legte mir ans Herz, sie zu hegen. Sie gedeiht prächtig. Ich streute eine Prise seiner Asche in die Erde und wenn ich sie giesse, halte ich stumme Zwiesprache. Auch bei unseren Familientreffen ist Papi/Nonno immer präsent. Wir berichten, lachen über gemeinsam Erlebtes, erzählen Geschichten. Lebendige Erinnerungen teilen heilt. Als er starb, nahm ich eine innere Dysbalance wahr, vermutlich meine Art der Trauer. Er benötigte zu Lebzeiten viel Aufmerksamkeit. Und auf einmal war da so viel Raum im Kopf und im Herzen, der kein

Vakuum bleiben sollte. Es entstand Platz für Neues, Anderes. Sukzessiv fand ein Ausgleich statt. Und jetzt ist es gut. Seine Asche verstreuten wir, die ganze Familie gemeinsam, in der Emme. Das war sein letzter Wunsch. Das Leben ist eine Reise, die heimwärts führt. Ich weiss, dass er angekommen ist.

Möchten Sie unseren Leserinnen, Lesern noch etwas mitteilen?

Im Hospiz kann sich der Lebenskreis auf würdevolle Art schliessen. Das Sterben, der Tod, verliert seinen Schrecken. Jeden Tag wird hier das Leben zelebriert, mit Geborgenheit und viel Freiraum gleichzeitig.



▼
Erika Arpagaus lebt im Hospiz. Sie willigte mit dem Einverständnis ihrer Familie und ihres Partners ein, über ihr Sein in unserem Haus zu erzählen. Mit einer Tiefe und Reflektiertheit, die man jedem Menschen gönnen würde.

Wir schreiben den 12. Juli 2022. Es ist ein Sommertag, wie er im Buche steht. Die Sonne strahlt vom blauen Himmel. Ich betrete das Zimmer von Erika Arpagaus im Hospiz Zentralschweiz. Ihr neues Zuhause auf Zeit, bis ans Ende ihrer Lebenszeit, genaugenommen. Zart und fragil liegt sie auf ihrem Bett, ein buntes Kleid umhüllt ihren Körper. Schmetterlings gleich. Neben ihr sitzt ihr Partner, Thomas Kaufmann, seit 16

Yvonne Ineichen: Frau Arpagaus, wie geht es Ihnen heute?

Erika Arpagaus: Es geht mir gut. Wissen Sie, vorhin lachten die Pflegenden und mein Thomas, weil ich so hibbelig war. Ich wollte mich schliesslich gut vorbereiten auf Ihren Besuch, in Ruhe meine Atempausen machen. Ein bisschen Lampenfieber darf vor solch einem Gespräch sein. So offen über mich, über mein Leben zu berichten, das mache ich nicht alle Tage.

Das glaube ich Ihnen und wir sind sehr dankbar, dass Sie sich dafür bereiterklärt haben. Seit wann leben Sie im Hospiz?

Ich bin seit gut einem Monat hier. Am 2. Juni 2022 bin ich eingezogen.

Erika Arpagaus

Wenn jeder Tag ein Geschenk ist

Jahren der Mann an ihrer Seite. Und von da wird er nicht weichen, auch während der ganzen zwei Stunden unseres Gespräches nicht.

Der alles verändernde Moment im Leben von Erika Arpagaus war im Jahr 2019. Da brach sie sich einen Lendenwirbel. Die Krankheit, die ab diesem Moment ein Teil ihres Leben sein wird, brach aus und zeigte sich dann mit voller Wucht. Erika Arpagaus fiel in eine Depression. Es war zu viel von allem auf einmal. Da waren doch noch Pläne in der Arbeit, Reisepläne, Hobbys! All das zerplatzte von einem Tag auf den anderen

Warum haben Sie sich für den Eintritt ins Hospiz entschieden?

Den Entscheid fällten wir im Vorfeld. Ich hatte bereits einige Unfälle hinter mir und wurde zusehends schwächer. In dieser Zeit erhielten wir bei der Pro Senectute eine wunderbare Beratung und all die Möglichkeiten aufgezeigt. Am Rande erwähnte die Dame das Hospiz, worauf wir einen Besuchstermin vereinbarten. Mein Partner, meine Tochter Marianne und ich besichtigten das Hospiz. Sie müssen wissen, meine Tochter pflegte mich über ein Jahr daheim, Hand in Hand mit der Spitex. Bereits als

wie eine Seifenblase. Danach begann der Weg in die Akzeptanz. Mit vielen Tränen, Abschiednehmen, Schritt für Schritt sich von Lieblingstätigkeiten verabschieden. Was nicht mehr geht, muss man ziehen lassen, um darob nicht zu verbittern. So schwierig es auch manchmal ist. Das gelinge, wenn man sich in Dankbarkeit und Achtsamkeit übe, ist die starke Frau überzeugt.

ich das Hospiz betrat, spürte ich dieses willkommen Sein, das lieb Sein, die Offenheit, das Familiäre. Man wird im Ganzen angenommen und nicht als Nummer X behandelt. Als ich all diese positive Energie spürte und realisierte, wie auch mein Partner und meine Tochter mit offenen Armen empfangen wurden, war für mich klar: Hier möchte ich dereinst sein, wenn es daheim nicht mehr geht.

Gab es Hürden zu bewältigen?

Ja, die gab es. Meine Tochter musste mich einige Male erinnern, nun endlich das Anmeldeformular fürs Hospiz auszufüllen. Doch dies kostete mich sehr viel Überwindung. Einen Zettel, der mir meine Endlichkeit plakatierte,

wollte ich nicht sehen. Dann kam der Tag, an dem ich nach einem Sturz auf der Intensivstation erwachte und erfuhr,

«Dann kam der Tag, an dem ich nach einem Sturz auf der Intensivstation erwachte und erfuhr, dass meine Betreuung zu Hause nicht mehr möglich sei ...»

dass meine Betreuung zu Hause nicht mehr möglich sei. Da war ich sehr dankbar, diesen Zettel – wenn auch mit Widerwillen – ausgefüllt zu haben. Jetzt hatte ich eine Option: die Wahl, ins Hospiz einzuziehen. Meine Kerze war noch nicht abgebrannt.

Während Erika Arpagaus diese Worte spricht, kullern Tränen aus ihren Augen. Ihr Partner beugt sich liebevoll zu ihr, streicht ihr über die Wange, was er während unseres Gespräches noch oft tun wird. Und man spürt, mit welcher Dankbarkeit sie das Miteinander pflegen. Auch im Gedanken daran, dass es für Erika der letzte Lebensabschnitt ist.

Wie erleben Sie Ihre Tage im Hospiz?

Das ist etwas, das ich sehr schätzen



lernen: Es gibt Tage mit Hochs und solche mit Tiefs. Das gehört zum letzten Abschnitt dazu. Ich weiss nicht, wie lange ich noch lebe. Das weiss niemand. Doch hier bekommt das Lebensende eine andere Bedeutung. Man beginnt, Schritt für Schritt loszulassen. Man nimmt unglaublich Rücksicht auf meinen Rhythmus, meinen Körper, meine Bedürfnisse. Das gibt es sonst nirgends. Schlafe ich um neun Uhr morgens noch, dann ist das so und ich frühstücke später. Will ich mein Mittagessen um eine Stunde verschieben, ist das vollkommen in Ordnung.

Die kleinen Freiheiten, die das Sein erleichtern?

Ja. Zum Beispiel wird auch mein Wunsch respektiert, Fenster und Tür immer weit offenzuhalten. Ich benötige den Durchzug. Schon als Kind war in mir immer das Bedürfnis nach offenen Räumen. Den Wind spüren, das ist ein Instinkt. Und auch jetzt gibt es mir ein Gefühl von, ich bekomme mehr Luft,

wenn ich den Wind an mir vorbeiziehen fühle. Man berücksichtigt auch andere «Kleinigkeiten», die für mich so wertvoll sind: Tut mir am Morgen bei der Pflege ein Lavendelduft wohl, wird das berücksichtigt. Oder dass mein Partner hier in meinem Zimmer schlafen darf, sein Bett regelmässig frisch bezogen wird, er mit mir essen kann ...

Thomas Kaufmann lebt jede Woche drei bis vier Tage im Hospiz. Dann fährt er heim, in sein Leben, zu seiner Familie, seinem Freundeskreis. Am Sonntagmittag kehrt er ins Hospiz zurück. Das Weggehen sei für ihn jeweils nicht einfach. Er gehe mit gemischten Gefühlen. Die Sorge um den geliebten Menschen schwingt mit, jeden Tag. Er wolle, dass es Chrigeli (Erika Arpagaus zweiter Vorname) gut gehe. Was mit dem Einzug ins Hospiz der Fall sei. «Insofern bin ich etwas ruhiger geworden. Ich weiss, dass sie hier wohlbehütet ist.» Es ist für das Paar eine Herausforderung. Eine, an

der sie wachsen. Wo sind Grenzen, wie viel Freiheit und eigenes Leben benötigt man? Wann braucht es Zuwendung, eine prompte Antwort? Nichts bleibt unangestastet in diesem Miteinander. Man spürt, sie sind auf allen Ebenen miteinander verbunden, im Austausch. Auch ohne Kommunikationsmittel.

Erika Arpagaus: Mir ist wichtig, dass Thomas sein Leben leben und seinen Freundeskreis pflegen kann. Er soll in seinem Leben nicht auf die Stopptaste drücken. Das wurde mir umso bewusster, als mir jemand im Vertrauen erzählte, wie gross die Lücke sei, wenn der Partner wegstirbt. Wie gut ist es, wenn man dann ein soziales Umfeld hat, das trägt. Ich erlebe ja selbst, wie wichtig Familie – mein Sohn Patrick, meine Tochter Marianne – und Freunde für mich sind. Ich empfinde es als Erleichterung, dass Thomas und ich nie zusammenlebten. So muss er nicht meinen Ballast tragen, wenn ich gegangen bin, nicht mein Leben aussortieren. Er und meine Kinder haben dann noch genug zu klären, auch ohne all das Materielle.

Sie haben schon viel losgelassen, mit dem Schritt hierherzuziehen?

Ja, das ist so. Mein Zuhause ist jetzt hier. Die Wohnungsauflösung war mein eigener Entscheid. Ich verabschiedete mich von meinem Besitz, nahm nur wenig mit. Hier darf ich mich häuslich einrichten. Die Bilder in meinem Zimmer sind von mir. Ich schenkte sie meiner Tochter und jetzt hängen sie in diesem Raum. Hier im Hospiz wünschte sich jemand ein Bild von mir. Wir realisierten es als Gemeinschaftswerk, selbst die Pflegenden legten Hand an. Es symbolisiert die Liebe, dass man die Liebe zueinander ausdrücken und miteinander

kommunizieren soll. Früher malte ich viel. Nun habe ich einen kleinen Airbrush hier und sobald ich fit genug bin, werde ich wieder damit beginnen.

«Mir scheint, die Menschen sollten offener sein. Und bescheidener, in jeder Hinsicht. Die Ansprüche ans Haben etwas herunterschrauben und mehr in sich blicken.»

Wie ist es für Sie zu wissen, dass Sie hier Ihre letzte Lebensphase verbringen?

Das musste sich erst setzen, tut es immer noch. Doch Thomas und ich thematisieren unsere Endlichkeit, seit wir uns kennen. Es ist schade, dass es für viele ein solches Tabuthema ist. Man verpasst dadurch so manche Gelegenheit. Seien wir ehrlich: Eines Tages trifft es jeden. Der Tod ist unumgänglich. Mir scheint, die Menschen sollten offener sein. Und bescheidener, in jeder Hinsicht. Die Ansprüche ans Haben etwas herunterschrauben und mehr in sich blicken. Dankbar sein für alles, was man erleben darf, erleben durfte. Wir führen miteinander so viele schöne Gespräche – mein Partner und ich, innerhalb der Familie. Wo will man hin, wie weit will man gehen, was ist machbar? Es gibt keine Tabus.

Und dann schweifen wir für einen Moment ab, weg vom hier und jetzt, reisen in die Vergangenheit. Erika zog zwei eigene Kinder gross und war für fünf weitere eine Tagesmama. Das ergab sich so, aus einem Todesfall und einer schlimmen Scheidung in der Bekanntschaft. An manchen Tagen sassen zwölf Kinder an ihrem Tisch. Sie schaffte es, für ihre Zöglinge ein warmes Daheim zu kreieren. Miteinander bräteln im Wald, eine Wurst im Rucksack und einen Apfel, Zeit zusammen erleben, mit altem Holz Windräder und Wasserräder bauen, stundenlang Beeren pflücken, daraus Konfi machen, ein Dessert, einen Kuchen. Es brauche nicht viel Materielles zum Glücklichein. Sich Zeit schenken, sei essenziell, ist Erika Arpagaus überzeugt. Das würden heute ganz viel Menschen nicht mehr tun. Und die Leere versuche man dann mit Materiellem zu füllen.

Was schätzen Sie am Sein im Hospiz?

Dieses wohlige Getragen sein. Das Miteinander, das sich anfühlt, wie in einer grossen Familie. Wissen Sie, wenn man in der Pflege gearbeitet hat, weiss man um die Zeitnot. Innerhalb von sieben Minuten muss eine Blutzuckerkontrolle gemacht sein. Dann reicht die Zeit kaum für ein freundliches «guten Morgen». Das erschien mir damals menschenunwürdig. Die Angst, am Lebensende um ein freundliches Gesicht bitten zu müssen, begleitete mich lange. Zum Glück wurde ich eines Besseren belehrt. Den Einsatz, welcher jede:r einzelne Mitarbeitende unter der Leitung einer menschennahen, empathischen, herzlichen Ärztin in diesem Haus leisten, ist nicht in Worte zu fassen. Jeder Wunsch wird nach Möglichkeit erfüllt.

Wie erleben Sie das Miteinander? Pfleget man Kontakt mit den anderen Patienten?

Die Begegnungen mit anderen Betroffenen, die bereits am Abschied nehmen sind, oder schon Abschied genommen haben, sind enorm tief. Das erleben wir beide. Diese Offenheit im Miteinander, als ob man schon immer dazugehört hätte. Frei von der Leber weg erzählen Angehörige von Schicksalen und ihren Ängsten. Wir sitzen alle im gleichen Boot, das verbindet.

Sind Sie mit allem im Reinen oder gibt es etwas, womit sie hadern?

Es gibt noch zwei, drei Dinge, die ich für mich persönlich ins Reine bringen will. Ich bekomme diese Zeit geschenkt. Wenn ich mich mal weniger gut fühle, darf ich hier einfach 24 Stunden liegen und meinem persönlichen Empfinden nachspüren. Natürlich gibt es Momente, da stelle ich den Fernseher ein, als Hintergrundgeräusch oder zum Ablenken. Da bin ich mir lieb. Man darf die Dinge auch für einen Augenblick ruhen lassen und zu einem anderen Zeitpunkt wieder unter die Lupe nehmen. Zwischendurch schaue ich meine heissgeliebten Quizshows. Da kann ich mein Hirn aktivieren und prüfen, wie wendig es noch ist. Da hat meine Nahtoderfahrung Spuren hinterlassen. Es gab einen Schnitt. Manche Dinge kehrten zurück, andere weniger. Manchmal grübele ich lange über einem Wort, bis es mir einfällt. Darüber ärgere ich mich.

Nahtoderfahrung – kann man das beschreiben.

Das erlebt wohl jeder anders. Für mich war das so schön, dass ich keine Angst vor dem Tod habe. Der darf kommen. Es war hell, erleuchtend, ich fühlte mich geborgen. Ich wollte nicht,



dass man mich zurückholt. Für die Angehörigen ist es wahrscheinlich weniger schön. Aber für mich selbst war es «der Himmel».

Fürchten Sie sich vor etwas?

Nein. Nicht wirklich. Schlimm wäre, wenn ich ersticken müsste. Aber da bin ich im Vertrauen. Mit all den Medikamenten in Reserve etc. wird mein Tod ein anderer sein. Wir hatten und haben viel Zeit, über die Empfindungen zu sprechen. Das sollte jeder Mensch zu Lebzeiten bedenken. Man sollte vor der letzten Meile damit beginnen. Viele verpassen den Zeitpunkt, sich mit der eigenen Vergänglichkeit auseinanderzusetzen. Die eigene Sterblichkeit akzeptieren, ist gar nicht so einfach. Gott sei Dank, tue ich nicht noch blöder. Wenn man selbst in der Pflege gearbeitet hat, ist der Blickwinkel vielleicht ein anderer. Ich spüre, dass Pflegenden, Familie und Freunde mittragen. Das stärkt. Uhsennig schön und überhaupt nicht selbstverständlich. Da erlebte ich in meiner Zeit

im Ferienbett eines Pflegeheimes anderes.

~~~~~  
*Frau Arpagaus ist seit  
Anfang Juni im Hospiz und es verging  
kein Tag ohne Besuch. Manchmal schlafte  
sie einfach ein. Und dann sei das so.  
Dann dürfen die hier reden und sie pfü-  
sele, schmunzelt sie. Zugenommen habe  
sie, aber das sei in Ordnung. Das Essen  
sei sehr, sehr gut.*  
~~~~~

Sie essen gerne gut?

Oh ja! Ich freue mich bereits auf die Suppe heute Abend, eine Sauerkraut-Kokos Suppe. Das ass ich noch nie und ich koche selbst leidenschaftlich gerne. Wenn hier das Dessert aufgetischt wird, ist das ein Augenschmaus! Es ist fantastisch, dass diesem Sinn so viel Raum gegeben wird. Und es bietet Gelegenheit für Gespräche mit anderen, schafft eine Brücke, ermöglicht einen Einstieg. Dass ich im Garten meine Mahlzeiten

geniessen darf, ist ein Privileg. Ein Lieblingsessen habe ich mir noch nicht gewünscht. Ich wüsste gar nicht welches, weil ich so vieles liebe: Paniertes, wenn es so richtig kracht zwischen den Zähnen, Speck, der seinen Namen auch wirklich verdient, Saures, Knödel ... wenn ich ein Glüschtli habe, dann dürfen wir die Küche selbst benützen. Meine Tochter kochte auch schon für mich hier im Hospiz.»

Gibt es etwas, das Sie sich noch wünschen, erfüllen möchten?

Hier im Hospiz möchte ich die Klangtherapie ausprobieren, dafür war bis anhin keine Zeit. Im August möchte ich im Hospiz-Garten schlafen, wenn die Sternschnuppen vom Himmel purzeln. Ich stelle mir das traumhaft vor. Und dann ... würde ich so gerne noch eine Pässefahrt machen. Über den Grimsel, den Furka, den Oberalp, den Susten, ins Wallis düsen und frische Aprikosen holen. Ich liebe das! Auf einem Pass stehen und mir den Wind um die Nase wehen lassen. Beim letzten Mal musste ich mich an Thomas festhalten, sonst hätte es mich weggeweht. Autofahren war eine Leidenschaft von mir, schon immer. Und richtig geniessen, lernte ich es mit Thomas. Auch durch sein Hobby, das Kegeln. Wir reisten kreuz und quer durch die Schweiz. Er zeigte mir die schönsten Flecken. Nicht nur landschaftlich, sondern auch was ich mit ihm als Mensch an meiner Seite erleben durfte: ein Geschenk. Für die Pässefahrt muss ich wieder standfest werden. Und das möchte ich jetzt anpacken. Morgen beginne ich zu üben. Damit ich bald eigenständig wieder ein paar Schritte mit dem Rollator machen kann.

An dieser Stelle ein grosser Dank
ans Team der Wunschambulanz, die
spendengetragen ist.

www.wunschambulanz.ch



Was für ein Freudentag

Der Wunsch der Patientin ist in Erfüllung gegangen! An einem wunderschönen Augusttag fuhr die Wunschambulanz mit Erika Arpagaus auf den Grimsel. Eine freiwillige Hospizmitarbeiterin, die einen Pflegeberuf ausübt, begleitete die Fahrt. Die Familie von

Frau Arpagaus fuhr mit dem Privatauto hinterher, mit im Gepäck einen reich bestückten Picknick-Korb aus der Hospiz-Küche.



Was für die Verantwortlichen des Hospizes eine Selbstverständlichkeit ist, mag für andere Menschen eher exotisch anmuten. Das Räuchern in Räumen ist ein fester Bestandteil im Hospiz. Das war bereits vor dem Bau so und wird seit Inbetriebnahme in Ritualen gepflegt. Wir begleiten Yvonne Kunz, die «Räucherfachfrau», bei ihrer Arbeit.

Wir räuchern seit Menschengedenken

Yvonne Kunz

Raum der Stille. Yvonne Kunz hantiert mit ihren Räucherutensilien – einem Räuchergefäss aus Ton gefüllt mit Räuchersand, einer Kohlezange, Räucherkohle und einer Räuchermischung. Neben ihr liegt eine prachtvolle Feder in einem lang gezogenen Holzkästchen auf dem Boden, rechts davon steht eine kleine Rassel und eine voluminöse Holzbox, das Herzstück, sozusagen. Die Box erinnert entfernt an ein Nähkästchen. Sie lässt sich wie eine Handorgel auseinanderziehen, unzählige Schublädchen und Unterteilungen verbergen sich darin – Harze, Kräuter, Düfte, Blumen, fein säuberlich verstaut, alles an Ort und Stelle.

So aufgeräumt, strukturiert sie ihr Werkzeug hält, so intuitiv geht Yvonne bei ihrer Arbeit vor. «Ich folge keinem fixen Ablauf beim Räuchern, sondern fühle in mich hinein.» Das sei in ihren Augen wichtiger, als Räume immer im Uhrzeigersinn oder dagegen zu räuchern. Sonst verkomme das Räuchern rasch zu einer Hülle ohne wahre Intention. Die ist es, was das Räuchern ausmacht. Intention und Intuition. So räucherten schon unsere Vorfahren. Denn diese Arbeit

ist kein New Age-Trend oder adaptiert aus ferner Herren Länder. Bereits seit Menschengedenken ist Räuchern in uns angelegt, verankert.

Wo Feuer ist, ist Rauch.

Wir sitzen im Schneidersitz auf dem Boden, in unserer Mitte thront eine grosse Holzschale, aus dem Räuchergefäss darin steigt Rauch empor. «Feuer ist seit jeher ein wichtiger Bestandteil des Lebens. Bereits der Homo erectus, der vor rund 1.8 Millionen Jahren lebte, integrierte es in seinen Alltag. Man kann davon ausgehen, dass unsere Vorfahren – ob bewusst oder unbewusst sei dahingestellt – räucherten. Auch der Homo sapiens, der vor ungefähr 200'000 Jahren auf der Bildfläche erschien», erzählt Yvonne Kunz. Der Mensch entwickelte sich weiter und damit einhergehend wuchs das Verständnis um den Nutzen und die Wirkung von Feuer, Rauch und Pflanzen. Im Grab einer über 60'000 Jahre alten Neandertaler Wohnhöhle fand man Räucherpflanzen. Das lässt die Annahme zu, dass damals geräuchert wurde und es für den Menschen einen enorm hohen Stellenwert hatte. So hoch, dass man Toten Räuchergaben mit auf den letzten Weg ins Jenseits gab. Neandertaler besaßen ein Wissen zu Urnaturheilkräutern und dass gewisse

Pilze antibakteriell wirken. Dass es leichter fällt zu atmen, wenn man dem Feuer Wacholder beimischt, dass Fleisch dadurch haltbarer wird: Mit dem Dufträuchern entstand wahrscheinlich auch das Fleischräuchern. Funde aus der Mittelsteinzeit belegen das Räuchern im rituellen Kontext. In Dänemark und Schweden fand man Räucherkräuter, die aus einer Zeit um circa 7 200 Jahre vor Christus stammten. «Räuchern hat eine immens lange Geschichte, nicht nur das rituelle Räuchern. Das Arzneiräuchern wurde bis in die 1960er, -70er Jahre

«Das Arzneiräuchern wurde bis in die 1960er, -70er Jahre gepflegt.»

gepflegt», weiss Yvonne Kunz. «Ich las von Arzneimittellisten aus dieser Zeit, auf denen Räucherpulver aufgelistet waren, zum Beispiel zur Behandlung bei Asthma oder Rheuma.» Und natürlich kennen wir das sakrale Räuchern:

Räuchern zu den Hoch-Zeiten des Lebens war früher weitverbreitet. Man räucherte bei Hochzeiten, bei der Geburt, im Wochenbett, beim Sterbeprozess und wenn jemand verstorben war.

Räuchern zu Hochzeiten des Lebens und für den Energiefluss

Räuchern zu den Hoch-Zeiten des Lebens oder eben in Räumen. So wie es hier im Hospiz gepflegt wird. Dass sie zu dieser Ehre, wie sie es nennt, kam, war für Yvonne Kunz überraschend. Eines Tages klingelte ihr Telefon, Sibylle Jean-Petit-Matile war am Apparat. Sie wolle die Parkanlage auf dem bestehenden Gelände mit einem Räucheritual für den Bau und auf seine neue Aufgabe vorbereiten, erläuterte sie ihr Ansinnen. Ihre Wahl fiel auf Yvonne, weil diese in Ruswil lebt und blutjung ist. Wie kommt man als so junger Mensch dazu, solch alte Traditionen wieder aufleben zu lassen? «Ich war schon als Kind auf der Suche nach der Mystik. Mir war bewusst, dass das Leben allein, so wie ich es lebe, nicht alles sein kann. Ein Bekannter der Familie räucherte und schenkte mir zum elften Geburtstag ein Räucherst.» Der Gwunder ist geweckt, das innere Wissen – vorhanden im morphogenetischen Feld – aktiviert. Yvonne Kunz räuchert nicht mit dem Kopf, sondern mit Neugier und Experimentierfreude. Mit zwanzig wird das Thema dann wieder richtig präsent. Sie besucht Kurse, macht eine Ausbildung in rituellem Räuchern. Und dann den Schritt, diese Arbeit auch im Auftrag zu verrichten. Zum Beispiel für das Hospiz. Die erste Räucherung fand, wie erwähnt, vor Baubeginn statt, im bestehenden Gebäude und im Park, der für den Anbau weichen musste. «Buchen, Esche, Eiche – es war wild und voller Anmut. Wie wertvoll, dass Sibylle

die Energie erkannte und den Platz entsprechend vorbereiten wollte. Das ist aussergewöhnlich. Und ich fühlte mich geehrt.» In einem Ritual bedankt man sich beim Ort für alles, was gewesen ist, bei den Baumwesen dafür, dass sie den Platz freigeben für das Neue. «Würdigen, was war, ist wichtig», betont Yvonne. Im bestehenden Gebäude hätten sich die Energien gesenkt, da ein Teil lange leer stand. Yvonne beschreibt diese wie dumpfer Nebel, Nebelschwaden. Die Beine fühlten sich schwer an, man spüre, dass es nicht fliesse, es sei träge. Das sei heute definitiv nicht mehr der Fall.

«Man spürt wenn in einem Raum Unstimmigkeiten geherrscht haben. Nicht umsonst spricht man dann von dicker Luft in einem Raum.»

Yvonne bezeichnet das Hospiz als heiligen Ort. «Ich bin von der Energie immer wieder fasziniert. Anfänglich war es ein komplett freier Raum. Friede und Achtsamkeit sind hier die tragenden Kräfte. Seit das Hospiz in Betrieb ist, spürt man Bewegung, auf eine sehr friedvolle Art und Weise. Das Leben kommt und es darf gehen. Es ist alles vollkommen im Fluss.» Das sei nicht in allen Häusern so. Man spüre, wenn Unstimmigkeiten geherrscht hätten oder viel gestritten worden sei. «Nicht umsonst spricht man

von dicker Luft, wenn man in einen Raum kommt», schmünzelt Yvonne.

Transformieren und erlösen

Die Kohle glimmt, das Räucherwerk – Styrax, Rosenweihrauch, Copal, Salbei, Beifuss – ist aufgelegt. Der Rauch kräuselt sich in Richtung Decke. Yvonne kreierte den heiligen Raum. Sie äussert ihre Absicht in klaren Worten, wählt die Botschaften mit Bedacht. Es ist alles andere als abgehobener Hokusfokus. Man spürt die Bodenständigkeit, die von ihr ausgeht und nimmt wahr, wie die Atmosphäre sich verändert. Sie steht auf, schreitet bedächtig durch den Raum, das Räuchergefäss vor sich hintragend. Mit der Feder verteilt sie den Rauch in die kleinste Ritze. «Das ist mein verlängerter Arm. Die Feder führt mich.» Yvonne besucht die Zimmer im Obergeschoss, eines nach dem anderen. Führt ihren Weg fort, bleibt an einem Sessel hängen, auf dem ich zuvor sass. «Hier ist eine Emotion, die nicht frei fliesst.» Sie holt Wermut, gibt ihn auf die Räucherkohle und ich erfahre die Wirkung am eigenen Leib. Mein Bauch beginnt zu blubbern. Im Kaminzimmer angekommen, zieht eine Ecke ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie hält inne, atmet tief ein und aus, kehrt noch mehr in sich. «Hier spüre ich einen Anteil, der noch nicht gehen konnte. Alles, was sich beim Räuchern offenbart, darf sich lösen, transformieren, der Fluss des Lebens wird so gewahrt», erklärt sie. Ihre Intuition führt sie zum Kamin. Und auf einmal löst sich etwas, spürbar. Yvonne beschreibt innere Bilder, die sie dazu gesehen hat. «Wasser und Angst verbunden mit Atemnot. Vielleicht hatte die Person früher ein traumatisches Erlebnis im Wasser. Und ein Anteil von ihr ist hier hängengeblieben. Das konnte jetzt gehen.» Je nach Wunsch besucht Yvonne



Kunz auch die Patient:innen-Zimmer. Manche Menschen seien neugierig, andere hätten Vorbehalte. Das sei nicht immer gleich. «Doch es ist frappant zu sehen, wie wohltuend das wirkt, was alles in Bewegung kommen kann», erklärt Yvonne. Das Transformieren von Energien oder wenn sich etwas lösen konnte, äussert sich auf verschiedene Arten. Unabhängig davon, ob sie, wie hier im Hospiz, in Räumen oder wie in ihrer eigenen Praxis, am Menschen räuchert. Manchmal muss Yvonne aufstossen, ein andermal spürt sie auf der Haut ein zartes «Blupp» aus dem Energiefeld. Das ist dann der Fall, wenn in der äussersten energetischen Schicht oder im Schmerzkörper etwas durchfliessen kann, weil die Oberfläche sich entspannt hat. Bildlich gesprochen ist es wie bei einem vollen Wasserglas, aus dem die gespannte Wasseroberfläche über den Rand schwappt und sich ergiesst. Wie auch immer die Veränderung sich zeigt, immer bedingt es viel Präsenz und ein feines Gespür. Das braucht es auch bei der Wahl der Räucherware.

Räuchern für die Gesundheit

«Pflanzen wirken auf verschiedenen Ebenen. Je nach Intention offenbart sich der Pflanzengeist oder die Heilwirkung auf körperlicher Ebene. Habe ich ein Abgrenzungsthema, kann ich Salbei auf dem Stövchen verräuchern, dann wirkt er seelisch. Salbei kann aber auch ver-räuchert werden, um die Atemwege zu unterstützen. Die Hitze löst die Inhaltsstoffe und den Pflanzengeist. Räuchert man Räume, reinigt sich die Raumluft, Bakterien werden abgetötet. Gleichzeitig schafft man energetisch Raum, Altes kann sich lösen, transformieren. Yvonne Kunz räuchert wie bereits erwähnt auch am Menschen. Räuchern wirke immer von innen nach aussen oder von aussen nach innen. Eine körperliche Stauung offenbare sich darin, dass der Rauch nicht an den Körper gehe. Dann nähere sie sich dem Bereich vorsichtig an, mit der Beigabe von anderen Kräutern. Deren Wirkung ist vielfältig. So kann Kiefernharz zum Beispiel erdend und beruhigend wirken. Weihrauch hat

eine aktivierende, manchmal sogar psychoaktive Wirkung und hilft tiefer ins Gebet, die Meditation zu gelangen. Zudem wirkt Weihrauch bei grossen Menschenansammlungen antibakteriell in der Raumluft.

Uraltes Wissen neu entdeckt

Was seit Urzeiten in uns verankert ist, wird vermehrt wieder gelebt. Yvonne glaubt, dass die Suche nach der Sinnhaftigkeit, nach dem eigenen Warum, an Wichtigkeit gewonnen hat. Da kann Räuchern extrem unterstützen, eine Brücke schaffen. Optimierte man in der Nachkriegszeit alles im Aussen, schuf Sicherheit und materiellen Wohlstand, sei jetzt Innenarbeit angesagt. Die Verbundenheit mit etwas Höherem, das weit über das Materielle hinausgehe. «Das Wissen ist da, seit Jahrtausenden im morphogenetischen Feld gespeichert. Räuchern unterstützt auch ausserordentlich, um am Lebensende Ängste zu lösen und freizuwerden von alten Lasten, den heilenden Fluss der Ahnen wieder zu spüren. Dass man getragen ist, mit Freude etwas Neuem begegnen kann. Mir erscheint das Räuchern in der Sterbebegleitung so wertvoll, dass man es wieder aufleben lassen sollte.»

PRAXIS NATÜRLICH GLÜCKLICH

Yvonne Kunz

Neumüli 3
6017 Ruswil
079 196 58 48
info@yvonne-kunz.ch

Jimini's Hospiz-Alltag

Miau



Das Katzenleben kann ganz schön gefährlich sein! Eine solche Erfahrung hat mein Kollege Koko im Sommer schmerzlich gemacht. Er war aber auch wieder einmal unnötig mutig. Immer diese Dominanz, die er an den Tag legen muss. Ich habe verstanden, dass er der Chef ist, aber der Fuchs nicht. Lasst mich erzählen, was sich ereignete: Der Fuchs meinte, er sein in seinem eigenen Revier. Koko meinte dasselbe und so gab es Streit. In der Hitze des Gefechtes biss der freche Fuchs Koko in die Seite. Wer als Sieger vom Platz ging, weiss ich nicht genau. Ich vermute, es war der Fuchs, da Koko nichts von einem Triumph seinerseits erzählte. Er kam zurück ins Hospiz und legte sich in die hinterste Ecke in unserem Apotheken-Raum. Welch ein kluger Kater! Man muss wissen, dass diese Apotheke stets akribisch geschlossen wird und ein Zutritt für Unbefugte praktisch unmöglich ist. Just als Koko Zuflucht suchte, ging die Tür der Apotheke ganz kurz auf, weil jemand etwas brauchte. Mein Kollege schloss haarscharf, dass es in diesem Raum auch für ihn Linderung geben würde. Nur vergass er, dass er kein Zweibeiner ist. Nein, es gab kein Morphin, sondern sie verabreichten ihm irgendwelche Kügelchen. Die Zweibeiner nennen das «Homöopathie», keine Ahnung, was

das bedeutet. Der erhoffte Erfolg blieb jedenfalls aus: Kollege Koko entwickelte einen Knoten an seiner Flanke, den die Zweibeiner «Abszess» nannten. Eine schlimme Sache, die meinen Kollegen richtig mitnahm. Vom Hölzernen hätten wir beide etwas mehr Mitgefühl erwartet, aber er blieb ganz ruhig. Ob er schon so abgeklärt ist oder einfach dumm? Ach, der Hölzerne.
Nachdem die Zweibeiner Koko entdeckt hatten, ging die Post ab! Koko verschwand aus dem Hospiz und ich begann, mir Sorgen zu machen. Tagelang blieb er weg und als er endlich wiederkam, hat er von einer Operation berichtet, von einem Aufenthalt in der Tierklinik (Übrigens, das Hospiz ist laut seinen Aussagen schon sehr viel schöner ...) und einer anschliessenden Rehabilitation bei einer der Pflegenden. Zurück im Haus hatte er auf der einen Seite eine kahle Stelle (Die hatten ihm das Fell abrasiert!!) und sah echt palliativ aus. Dieses Wort verwenden die Zweibeiner hier dauernd und ich fand, das traf auch auf ihn zu: voll palliativ.
Inzwischen ist er wieder topfit und auf Mäusefang. Er kann es einfach nicht lassen. Die Zweibeiner haben jetzt ein Problem mit der Finanzierung des Ganzen. Kürzlich machte ich einen gemütlichen Mittagsschlaf im Stationsbüro und hörte

sie mit, dass für uns einen «Fond» aufziehen wollen, in dem es Geld für unsere Katzen Wiederherstellung hat – die Krankenkasse für Katzen, sozusagen. Sorgen haben die Zweibeiner, die sind echt nicht zu beneiden. Ob da jemand etwas spenden wird?
Ich habe mein eigenes Rezept: Man halte sich von Füchsen fern und geniesse den Tag. Bei mir und dem Hölzernen funktioniert das bestens. Chef Koko muss es noch lernen, aber Chefs meinen ja meistens, dass sie klüger sind als alle anderen. Bis ein Fuchs kommt...



Wir haben tatsächlich einen Fond: Spenden zugunsten unserer beiden Kater (der Hölzerne braucht es weniger ...) bitte auf unser Stiftungskonto mit dem Vermerk «Katzen». Danke!

Endlich. Über Trauer reden

Susann Brückner

ISBN: 978-3-033-06234-4

Trauer ist in unserer Gesellschaft viel zu selten ein Thema, finden Caroline Kraft und Susann Brückner. Mit ihrem Buch «endlich. Über Trauer reden» möchten sie das ändern. Genauso wie unseren Blick auf sie.

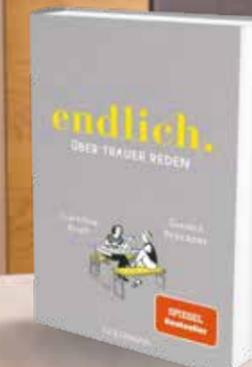
Susann Brückner und Caroline Kraft zeigen, wie unterschiedlich wir trauern, und entlarven weitverbreitete Irrtümer

darüber, was passiert, wenn ein geliebter Mensch stirbt. Denn Trauer ist nicht das, wofür sie gehalten wird. Sie kennt keine Regeln, aber sie ist gestaltbar. Sie tut weh, aber sie ist wertvoll. Höchste Zeit, dass wir anfangen, Geschichten über das Trauern zu erzählen: krasse und zärtliche, schöne und wütende, fiese, berührende und überraschende. Wir können den ge-

sellschaftlichen Umgang mit Trauer nur verändern, indem wir darüber reden: endlich. Dieses Buch ist (lebens-)wichtig für alle Menschen, die irgendwann mal trauern. Also für uns alle.

Über die Autorin

Susann Brückner und Caroline Kraft begannen irgendwann, sich mit dem Tod auseinanderzusetzen. Weil Sie auf Grund persönlicher Erfahrungen nicht drumherum kamen. Während sie das taten, realisierten sie, dass es eine gute Art gibt, über Tod, Trauer und Sterben zu reden. Nicht vorsichtig, angestrengt oder betroffen, sondern selbstverständlich: Mal ernst, mal traurig, manchmal lustig – iwe übers Leben auch. Genau das machen sie in ihrem Podcast «endlich». Das Buch entstand aus verschiedenen Podcastfolgen.



Neugierig auf die Welt und die Menschen



Sich dem Leben neugierig hingeben und Menschen mit offenem Herzen begegnen. Das zelebriert Regine Stooss in Reinkultur. Sie ist Teil des Teams im Hospiz Zentralschweiz und ein bekennendes «Reisefüßli». Grenzen ausloten, Neues entdecken, den Geist weiten – das fasziniert sie in jeder Lebenslage.

Sie sitzt mir gegenüber, erzählt von ihren Reisen in jungen Jahren. Backpacker-Abenteurer, ohne Luxus und mit viel Weltwachheit. Bereit, sich dem Leben hinzugeben und neugierig, aufzusaugen, was ihr begegnet. Ich sehe sie förmlich vor mir: Wie sie da am Strassenrand steht, mit funkeln Augen, mit vom Wind zerzaustem Haar, ihren Tramper am Rücken, den Daumen in die Höhe gereckt, bereit für die nächste Etappe ihres Reiseabenteuers. Sie, das ist Regine Stooss, Pflegefachfrau und Mitarbeiterin im Hospiz Zentralschweiz. Sie wächst in einem kleinen Dorf auf der schwäbischen Alb auf, wohlbehütet in einem Dreigenerationen-Haushalt. Das klingt nach Idylle. Für Regine ist es das nur bedingt. Ihr wird alles zu eng – das Denken, das Gebaren, das Sein. Und sie bricht mit jungen siebzehn Jahren auf, von zu Hause weg in ihre eigene Welt, deren Grenzen sie nach und nach ausdehnt, bis sie schliesslich in der Schweiz ihre Zelte aufschlägt. Was aber nicht heisst, dass sie das Reisen einstellt. New York, Paris, Jamaika, Florenz, Sydney – egal, wohin es sie zieht, sie saugt das Leben mit jeder Pore auf. Mal ist es ein

Besuch bei Bekannten, dann ein Sprachaufenthalt oder der einzige Ausweg in ihrem ersten grossen Liebeskummer. «Da packte ich meinen Rucksack, kaufte ein Flugticket nach Neuseeland, wollte einfach so weit weg wie möglich. Offen dafür, was das Leben mir schenkt. Verbunden mit dem Wunsch, wieder zu mir zu finden.» Jahre später, kurz nach ihrer ersten Heirat, zieht es sie wieder nach Australien. «Noch einmal die Weite erleben, Abenteuerluft schnuppern, eine fremde Kultur inhalieren, das wollte ich. Schliesslich wusste ich ja nicht, wie gut das mit Kindern später möglich sein würde.» Das Leben zeigt ihr: Es ist weiterhin möglich. Sie lebt nach der Geburt ihres Sohnes nach dem Motto «An einer Hand mein Kind, in der anderen Hand mein Koffer.»

Fordernde Aufgaben sind willkommen

Ihr ganzes Erleben konserviert Regine als Bilder an ihrer Herzpinnwand, nicht nur die bunten, federleichten. Selbst die etwas düstereren Schwarzweiss-Fotos bekommen ihren Platz. «Auch das hat mich geprägt. Ich

erinnere mich an meine Scheidung. Die war schmerzlich und ging tief. Für meinen Sohn und mich einstecken, meine Rechte einfordern, damit wir einigermaßen gut leben konnten. Das war ein Lehrstück für mich. Aber ich habe es geschafft und es machte mich stark.» Stark macht sie ausserdem, dass sie fürs Leben gerne lacht, auch über sich selbst. Über ihre eigene Schusseligkeit, wenn sie ihrem erwachsenen Sohn, er ist inzwischen 25 Jahre alt, mit erzieherischen Massnahmen kommen will. «Dann schaut er mich mit diesem besonderen, für genau solche Situationen bestimmten, Blick an. Und wir prusten beide los.» Lachen begleitet sie auch in der wöchentlichen Hobby-Tanzstunde mit ihrem jetzigen Ehemann. Diese Stärke und der Sinn für Humor trägt sie als Werkzeug in ihrem Rucksack für den Arbeitsalltag. Genauso wie ihre Neugier. Die sei es wohl, die sie von einer Arbeitsstelle zur nächsten habe pilgern lassen. Ungefähr alle drei bis fünf Jahre habe sie ihren Job gewechselt. «Dabei hielt ich immer nach fordernden Aufgaben Ausschau. Ich arbeitete auf der Intensivstation, in der Abteilung für Knochenmarktransplantationen und

«Ich arbeitete Anfang der 90er Jahre im Anker-Huus in Zürich, einem Haus für homosexuelle Männer und Drogenabhängige, die an Aids erkrankt waren.»



Entweder / oder...

Kurz. Knackig. Prägnant sind die Aussagen im Entweder/Oder. Doch, wie das Leben so spielt. Manchmal will man beides ...

Schwimmen im See oder im Meer?
Beides.

Kartoffelstock mit Saucenseeli oder Spaghetti Bolognese?
Spaghetti mit dem selbstgemachten Sugo meines Sohnes.

Liebesroman oder Krimi?
Liebesroman. Krimis würden mich in meinen Träumen verfolgen.

Debattieren oder schweigen?
Ich debattiere gerne. Doch ich versuche, immer mehr auch zu schweigen und mir im Stillen meine Meinung zu bilden.

Anfang der 90er-Jahre im Anker-Huus in Zürich, einem Haus für homosexuelle Männer und Drogenabhängige, die an Aids erkrankt waren», erläutert Regine. Die Zeit sei für sie besonders prägend gewesen. Etwas vom Hören sagen zu kennen oder komplett in diese Welt einzutauchen, seien zwei Paar verschiedene Schuhe. Sie arbeitet da Seite an Seite mit Freiwilligen, oft Flugbegleiter, die ihr von der grossen weiten Welt erzählen. «Oder mit einer Puffmutter. Die war herzensgut. Neugierig, wie ich bin, fragte ich sie, ob ich sie mal zu Hause besuchen dürfe. Sie öffnete mir Tür und Herz, liess mich in ihr Leben blicken bei Kaffee und Kuchen im Zürcher Niederdorf.» Ein fremdes Leben streifen, das ist reisen im Herzen und schafft einen offenen Geist.

Reisebegleitung für den letzten Lebensabschnitt

Mit der Arbeit im Anker-Huus ist ihr Interesse an der Palliative Care geweckt. Die Arbeit in einem Pflegeheim mit Palliative-Betten bestärkt sie im Wunsch, sich in diesem Bereich mehr Wissen anzueignen. Bis sie die berufsbegleitende Ausbildung absolviert, sollen allerdings noch ein paar Jahre vergehen. «Ich konnte es mir eine Zeit lang finanziell einfach nicht leisten.» Aber, das Ziel schlummert im Hinterkopf und sie packt es schliesslich an. Voller Neugier verfolgt sie zudem die Entstehung des Hospizes Zentralschweiz in den Medien. Eines Tages ist für sie der richtige Moment da und sie bewirbt sich. Seit Februar 2020 wirkt Regine Stooss nun im Hospiz-Team mit

und kümmert sich als Pflegefachfrau um die Patienten und Patientinnen: Grundpflege, medizinische Betreuung, psychosoziale Pflege, das ganzheitliche Umsorgen von Menschen, die ins Hospiz eintreten. Diesen Menschen begegnet sie mit dieser unvoreingenommenen Neugier, die ihr so eigen ist. «Mich interessiert ihr biografischer Rucksack, ihre Lebensgeschichte. Wenn sie es zulassen, bin ich gerne bereit, mit meinen Patienten gemeinsam ihren Rucksack auszupacken.» Am Ende des Lebens sei es für viele wichtig, einzelne Stationen nochmals zu durchleben, Schöne, wie Schwierige. Da sehe sie sich als eine Art Reisebegleiterin. In ihrer Arbeit erlebt Regine Stooss oft bewegende Momente. Manche leuchten etwas heller. «Der erste

Heiligabend, den ich hier verbrachte, war speziell. Alle Patienten und Patientinnen wussten, dass es ihr letztes Weihnachtsfest sein wird. Wir schafften es, diesen Moment feierlich zu begehen, eine tragende Atmosphäre zu kreieren.» Andere Augenblicke sind etwas dunkler. «Wenn ich an Situationen gelange, in denen ich fachlich anstehe, hadere ich manchmal. Oder wenn ich den Schmerz der Angehörigen, die zurückbleiben, erlebe. Obwohl sie damit einverstanden sind, dass ein geliebter Mensch geht, überwältigt sie die Trauer. Das auszuhalten, ist bisweilen fordernd.» Dann fühle sie sich abends leer. In solchen Momenten nimmt ihr Ehemann sie an der Hand, führt sie an ihren Kraftort im Wald und hört ihr zu. Trotzdem sei sie dankbar,

dass sie noch Tränen habe. Alles andere käme ihr abgestumpft vor.

Nicht bloss ein Job, sondern eine Aufgabe

Davon ist sie weit entfernt. Sie nimmt wahr, auch was nicht gesagt wird. An kleinen Regungen im Gesicht, an einer Bewegung, einem Blick erkennen, wo das Gegenüber steht, das kann sie gut. Und das hilft ihr in ihrer Arbeit ungemein. «Zudem sei ich extrem zuverlässig, meint mein Sohn.» Man glaubt es aufs Wort. Sie strahlt diese solide Zuverlässigkeit aus. Aber eben nicht nur. Dazu gesellt sich eine quirlige Lebendigkeit, ein Schalk, ein Funkeln. Und das in der Kombination hat eine Strahlkraft. Eine, die sie nicht immer leben konnte. «Ich

wuchs mit Vergleichen auf. Immer und überall wurde ich verglichen. Das war schwierig und gab mir oft das Gefühl, nicht gut genug zu sein.» Deshalb würde sie ihrem 15-Jährigen Ich mitgeben: «Du bist wunderbar, liebenswert, einzigartig und genau richtig, so wie du bist.» Mit dieser Einstellung begegnet sie auch den Patienten und allen Mitarbeitenden auf ihrer gemeinsamen Reise. Regine hofft, dass man sich stetig weiterentwickelt im Hospiz. Sie schätzt den Ort unglaublich und will dessen Geist zelebrieren. «Das Hospiz erfüllt vieles. Doch träge werden wollen wir nicht. Es lohnt sich immer wieder zu fragen, wo noch Potenzial besteht. Fühlt man sich perfekt, ist man nicht mehr bereit für Veränderungen.» Sie wünscht sich von Herzen, dass die finanzielle Sicherheit des Hospizes dereinst, gerne bald, gewährleistet ist. «Und dass der Geist, die Philosophie, die Magie bestehen und im Fluss bleiben. Da bin ich zuversichtlich. Denn wer hier arbeitet, sucht nicht bloss einen Job, sondern eine Aufgabe.» Einer Aufgabe, die sich die Pflegefachfrau mit all ihrem Sein widmet. Möglicherweise unterbrochen von kleineren oder grösseren Reisen. Denn Pläne hat sie noch viele, sie, die das Leben mit jeder Faser ihres Seins liebt, ohne den Tod zu fürchten. «Ostseeküste in Estland, Lettland, Litauen, Polen ... vom Norden in den Süden Italiens und wieder zurück. Ab November besitzen wir unser eigenes Wohnmobil. Das ist komfortabler als früher mit dem Rucksack. Das Gefühl von Freiheit wird aber dasselbe sein.»



Dr. med. Stefan Meyer – Arzt im Hintergrunddienst

Patientenzentriert arbeiten als oberstes Ziel

Stefan Meyer ist Hausarzt und Teil des Ärzteteams in der Städtlipraxis in Sempach. In unserem Gespräch erzählt er von seinem Anspruch an das Miteinander mit seinen Patienten. Und über seine Arbeit für das Hospiz. Sein grösster Wunsch? Dass man nicht am Menschen vorbeiarbeitet.

Yvonne Ineichen: Stefan Meyer. Sie sind Teil des Ärzteteams, das sich für das Hospiz engagiert. Sie wirken im ärztlichen Hintergrunddienst mit, wenn Sibylle Jean-Petit-Matile nicht vor Ort ist. Wie kam es dazu?

Stefan Meyer: Das ist eine witzige Story und einem Missverständnis verdankt. Silvia Fleischlin, sie ist ebenfalls Ärztin in der Städtlipraxis, war bereits im Team des Hintergrunddienstes. Eines Tages flatterte eine E-Mail zu diesem Thema irrtümlicherweise auch in mein Postfach. Ich überflog den Inhalt, war etwas irritiert, zugleich auch neugierig und hakte bei Silvia nach, ob die Mail wirklich für das ganze Ärzteteam bestimmt sei. Silvia erzählte mir dann begeistert von diesem Projekt, stellte den Kontakt zu Sibylle her. Darauf besuchte ich das Haus, bekam eine Führung und die Hospizidee lebhaft

geschildert. Ich fing sofort Feuer und sagte zu, ebenfalls im Hintergrunddienst mitzuwirken. Das tue ich seit Januar 2020.

Welche menschlichen Eigenschaften muss ein Arzt, eine Ärztin in Ihren Augen mitbringen?

Das Interesse für Menschen und deren Geschichten ist elementar. Denn die Geschichte, die Biografie eines Menschen definiert dessen Gesund- oder Kranksein. Ich meine, wer sich seinem Gegenüber nicht uneingeschränkt zuwenden kann, genau hinhört, nachfragt und Zusammenhänge herstellt, wird nicht mit dem gleichen Herzblut wirken. Der Mensch soll im Zentrum der Arbeit stehen. Und damit verbunden der unbedingte Wille, für den Patienten den optimalen Weg zu finden – das bedingt manchmal, selbst einen Schritt

«Dass ich Teil des Ärzteteams bin, ist eine witzige Story und einem Missverständnis verdankt.»

zurückzutreten, das eigene Interesse, die eigene Meinung zurückzustellen. Der Patient, die Patientin soll selbstbestimmt agieren können. Die Zeiten, dass der Arzt sagt, wo es langgeht, sind vorbei. Man findet einen Konsens, filtert heraus, was dem Patienten dient. Im Sinne eines echten Vertrauensverhältnisses und eines guten Drahtes zueinander.

Hat man dafür Zeit im Alltag?

Man muss sie sich einfach nehmen. Natürlich, unser Alltag ist eng getaktet, eine solche Begleitung kann bisweilen aufwendig sein. Doch ich meine: Es lohnt sich. Man spürt relativ rasch, ob das Gegenüber bereit ist, sich darauf einzulassen. Oder ob ihm eine klare Ansage, was zu tun sei, mehr behagt.

ein Puzzleteil aus der Balance gerät? Welche Ursache hat welche Wirkung? Das fasziniert mich. Ich startete mit einem Studium in Biochemie, realisierte jedoch bald, dass es für mich nicht das richtige ist und wechselte in die Medizin. Hier kam ich an. Stand erst das Wissenschaftliche im Vordergrund, rückte mit der Dauer des Studiums mehr und mehr der Mensch ins Zentrum; die Zusammenarbeit, das gemeinsame Lösen, austauschen, Perspektiven erarbeiten. Wissbegier, Neugier sind die Antreiber, um medizinisch am Ball, auf dem neuesten Stand zu bleiben. Doch ist mir das Gleichgewicht in der zwischenmenschlichen Beziehung zu meinen Patienten ebenso wichtig. Was wir in unserem Beruf an Vertrauen erfahren dürfen, ist ein Privileg. Die Menschen öffnen sich, vertrauen sich an, wissen, dass ihr Gesagtes bei uns wohlbehütet ist. Und damit will ich sorgfältig umgehen.

Worin unterscheidet sich die Arbeit für das Hospiz von derjenigen, der sie tagtäglich nachgehen?

Mein Alltag ähnelt einem eng getakteten Zugfahrplan, den ich selten auf die Minute einhalten kann. Weil mir gegenüber Menschen sitzen, denen ich gerecht werden will. Das funktioniert nicht, wenn im Hinterkopf der Sekundenzeiger tickt. Im Hospiz läuft alles gemächlicher, zumal wir vorwiegend einen telefonischen Hintergrunddienst leisten, nachts und am Wochenende. Wird man vor Ort gebraucht, erlebe ich das Miteinander als sehr entschleunigt, ruhig. Die Hektik meines Praxisalltages fällt im Hospiz komplett weg. Das ist eindrücklich. Man wird mit offenen Armen empfangen, ein kurzer Schwatz hat immer Platz, die Leichtigkeit hängt wie ein angenehmer Duft in der Luft.

Gab es auch schon einen Moment, in dem Sie Ihren Arztkittel am liebsten an den Nagel gehängt hätten?

Diesen Moment gibt es wohl für jeden und in jedem Beruf. Als Arzt bin ich manchmal mit herausfordernden Schicksalen konfrontiert, mit schwierigen, gelegentlich aussichtslosen, Situationen. Wenn ich mit Suchtpatienten gegen Windmühlen ankämpfe, immer wieder mit Rückfällen konfrontiert bin oder mit plötzlichen Todesfällen, einer Krebsdiagnose ohne Aussicht auf Heilung, sind das belastende Situationen. Ist der Alltag zusätzlich noch fordernd, weil alles drunter und drüber geht, man allenfalls noch Notfalldienst hat, dann kann dieser Gedanke aufpoppen. Man läuft am Limit und wünscht sich für einen Moment weit weg, in einen Liegestuhl, wo die Seele fläzen kann. Doch die Phasen sind kurz, überdauern manchmal bloss einen Wimpernschlag. Aber: Der Impuls, dass ich mir einmal eine längere Auszeit von mehreren Wochen, Monaten gönnen möchte, der taucht sporadisch auf.

Waren Sie als Kind mal so richtig krank, mit Fieber im Bett? Wenn ja, welche Erinnerungen haben Sie daran?

Ganz ehrlich? Ich war ein kerngesundes Kind, hatte vielleicht mal ein Kratzen im Hals oder eine Schürfwunde. Aber sonst? Da ist keine Erinnerung, dass ich jemals krank im Bett gelegen hätte. Ich war nie im Krankenhaus, hatte nie einen Bruch, musste nie nähen. Vielleicht war ich einfach ein ruhiges Kind? Obwohl ... einmal schmiss ich meinem Bruder einen Bumerang an die Nase. Er trug eine Platzwunde davon.



«Wir Hausärzte sind eine wichtige Anlaufstelle und decken mit unserem Wissen, dem medizinischen und dem über den jeweiligen Patienten, viel ab.»

Wir Hausärzte sind eine wichtige Anlaufstelle und decken mit unserem Wissen, dem medizinischen und dem über den jeweiligen Patienten, viel ab. So viel, dass der Gang zum Spezialisten nicht in jedem Fall nötig wäre. Da herrscht heute ein Ungleichgewicht und etwas mehr Balance würde unserem Gesundheitssystem guttun.

Wie kam es, dass Sie Arzt geworden sind?

Der Ursprung mündet im Interesse am menschlichen Körper: die Zusammenhänge verstehen, das Wunder unseres Organismus begreifen – soweit möglich. Bei 99 Prozent der Menschen ist das ganze System in Harmonie. Was, wenn

Worauf legen Sie grossen Wert in Ihrer Arbeit?

Mir ist das Miteinander wichtig. Das alte Arztbild hat ausgedient. Heute sollte ein Arzt der Coach an der Seitenlinie sein, den Patienten bestmöglich begleiten, nicht bevormunden. Die Erkrankung A bedingt nicht in jedem Fall die Therapie B. Je nach Patient ist eine komplett andere Behandlung dienlich. Obwohl auf dem Papier und in der schubladisierten Medizin das Vorgehen standardisiert wäre. Da hake ich nach. Braucht es das wirklich? Oder gibt es Optionen? Was ergibt Sinn? Was erhöht die Lebensqualität? Der Patient soll, darf mit mir gemeinsam die Entscheidung treffen, was ihm behagt. So handhabe ich es auch, wenn jemand nach einem Besuch beim Spezialisten meine Meinung hören will. Ich bin da, teile meine Einschätzung mit. Den Stichentscheid trifft am Ende

der Patient selbst. Da ist es hilfreich, wenn man die ganze Geschichte kennt, den Menschen sieht, in seinem ganzen Wesen. Kontinuität in der Arzt-Patienten-Beziehung ist dienlich. Ein langjähriges Miteinander birgt so viele feine Zwischentöne, die nicht in den Akten stehen.

Welche drei Dinge sind Ihnen im Umgang mit den Patientinnen, Patienten wichtig?

Vertrauen und Ehrlichkeit: Eine offene Kommunikation bildet die Basis jeder Arzt-Patienten-Beziehung. Ein Beispiel? Mir ist es lieber, jemand offenbart mir ehrlich, dass er ein von mir verordnetes Medikament nicht einnimmt. Lässt er mich nämlich im Glauben, er halte sich an die Indikation und die Werte sprechen ein anderes Bild, passe ich die Medikation laufend an, natürlich ohne Erfolg. Ist er transparent, können wir einen anderen

Weg finden, der ihm auch entspricht. Empathie: Ich will meine Patienten verstehen, erfassen. Warum trifft jemand eine Entscheidung, tut etwas oder tut etwas nicht? Was sind die Beweggründe? In manchen Situationen ist viel Einfühlungsvermögen gefragt. Da darf ich als Arzt auch ein Taschentuch bereithalten, wenn Tränen fließen.

Selbstbestimmung: Der Patient, die Patientin ist mündig. Die individualisierte Medizin ist die Medizin der geteilten Entscheidungen.

Was löst es aus, wenn Sie einen Menschen beim Sterbeprozess begleiten?

Das Sterben ist die letzte Etappe eines Lebens und gehört dazu, wie die Geburt. Bestätigen wir den Tod eines Menschen, erweisen wir an ihm den letzten Dienst. Besteht eine langjährige

Fortsetzung auf Seite 29 ▶

Zertifizierung Gütesiegel Hospize Schweiz

Wie kann die Qualität in einem Hospiz sichergestellt werden? Da jeder die Bezeichnung «Hospiz» verwenden darf, ist die Klärung dieser Frage wichtig. Die «hospice care», die in einem Hospiz angeboten wird, soll garantieren, dass die Behandlung und Betreuung eine definierte hohe Qualität aufweisen. Mit dem Gütesiegel «Hospize Schweiz» wird die Qualität in den zertifizierten Betrieben gewährleistet.

Im August 2015 wurde der Dachverband Hospize Schweiz gegründet. Ein wichtiger Beweggrund dafür war, die Finanzierung der Schweizer Hospize neu zu regeln. Die Hospize werden bis anhin als Pflegeheime geführt. Das verpflichtet die Patienten, die Hotellerie selbst zu bezahlen und lässt die Hospize wiederum defizitär sein, weil die hohe Qualität der Arbeit viel ausgebildetes Personal benötigt. Beides sind Umstände, die es zu ändern gilt. Um eine neue Finanzierung der Hospize bewirken zu können, muss deren Qualität gesichert und geprüft sein. «Hospiz» ist wie erwähnt kein gesicherter Begriff; jeder kann sich so nennen, ohne dass er zur Qualität verpflichtet ist.

Ein Prüf-Verfahren gab es für die Hospize bis vor einem Jahr in der Schweiz noch nicht. Das gedachte der Dachverband Hospize Schweiz zu ändern. Als Basis für eine Zertifizierung hat man im Verband schon früh ein Grundlagendokument in



Anlehnung an die Vorgaben von palliative.ch verfasst und verabschiedet. Darin sind die Rahmenbedingungen der Schweizer Hospize festgelegt: Die Anzahl der Pflegenden pro Bett, die ärztliche Versorgung, den Einbezug der Freiwilligen und die multiprofessionelle Behandlung und Begleitung der Betroffenen und ihrer Angehörigen, um nur einige Eckpunkte zu nennen. Vor gut einem Jahr kam das «Gütesiegel Hospize Schweiz» dazu, um ein anerkanntes Prüfsystem für die Häuser zu haben. Dieses Qualitäts-Prüfverfahren folgt dem deutschen «Gütesiegel Hospize Deutschland» und wurde auf die Schweizer Verhältnisse angepasst. Es stellt sicher, dass in den

geprüften und zertifizierten Hospizen die Qualität gelebt wird, die die «hospice care» verlangt.

Zwei Schweizer Hospize tragen das Gütesiegel

Im Juni 2021 wurde das Hospiz Aargau auditiert und erhielt als erstes Hospiz in der Schweiz das Zertifikat des «Gütesiegels Hospize Schweiz». Im zweiten Halbjahr 2021 durchlief das Hospiz Zentralschweiz dieses Verfahren. Die Auditierung fand Corona-bedingt erst im Frühling 2022 statt. Auch das Hospiz Zentralschweiz erhielt das besagte Gütesiegel. Die Auditierung wurde von SocialCert aus München durchgeführt,

die seit Jahren auditiert, unter anderem auch Hospize.

Der Auditierungstag war besonders: Schon ganz früh am Morgen waren die drei Auditoren im Haus. Alle verfügen über einen Hospiz-Hintergrund und besitzen sehr viel Erfahrung. Die zahlreichen zur Auditierung nötigen Dokumente haben wir im Vorfeld digital versandt. Die drei Auditoren studierten sie akribisch. Beim Besuch im Haus ging es hauptsächlich darum zu prüfen, ob und wie das Geschriebene umgesetzt und gelebt wird. Sie haben alle Prozesse im Haus begleitet sowie mit allen Berufsgruppen Gespräche geführt und dokumentiert. Sie hörten zu, schauten zu und fühlten mit. Die Auditierung erlebten wir im Team, inklusive unserer Freiwilligen, als grosse Bereicherung.

Es werden weitere Häuser folgen, die dereinst das Gütesiegel Hospize Schweiz tragen werden. Es bildet die Grundlage für eine sichere Versorgung mit der umfassenden «hospice care», die Betroffene und ihre Angehörigen multiprofessionell behandelt und begleitet.

► Fortsetzung von Seite 27

Beziehung, kann einem das natürlich mehr berühren, als wenn ich einfach dazugerufen werde, um den Todesfall zu bezeugen. In der Beziehung zu meinen Patienten versuche ich das bestmögliche zu erreichen, die restliche Lebenszeit zu erleichtern. Ich habe ein offenes Ohr, will mittragen, was möglich ist. Auch ich bin manchmal traurig, schockiert. Dann, wenn sich etwas ereignet, das nicht vorhersehbar war. Fern jeglicher Professionalität bin auch ich zuallererst Mensch.

Wo tanken Sie auf?

Am liebsten daheim. Meine Arbeitstage sind lang und intensiv. Ich bin an vier Tagen die Woche von sieben bis sieben am Arbeiten, fälle Entscheidungen fast im Viertelstundentakt. Komme ich abends nach Hause, benötige eine halbe Stunde zum Ankommen. Einmal tief durchatmen, das was war, loslassen. Ich schätze unendlich, dass meine Frau mir diesen Raum gibt. Wenn nicht daheim bei der Gartenarbeit oder einem faulen Nachmittag auf dem Sofa, genieße ich die Zeit in den Bergen oder am See. Im Wasser, auf dem Wasser, am Wasser, das ist für mich Entspannung pur. Tauche ich meine Zehen in den See, lehnt sich meine Seele genüsslich zurück.

Wie würde Ihr morgiger Tag aussehen, wenn Sie wüssten, dass es Ihr letzter wäre?

Das ist die schwierigste Frage des ganzen Interviews. Ich kann es nicht sagen. Wahrscheinlich würde ich den Tag begehnen, wie jeden anderen. Mich mit Menschen umgeben, die ich gerne habe. Geniessen, was möglich ist. Ich führe definitiv keine Bucket List, die es abzuarbeiten gilt, sondern bin dem Leben offen und zugewandt, lasse mich gerne mitreissen, aus dem Moment heraus. Verpasst hätte ich nichts, wenn morgen mein letzter Tag wäre, meine ich.

Das Hospiz ist für mich ... können Sie diesen Satz vervollständigen?

Bildlich gesprochen: eine Wolke. Es ist ein entschleunigter Ort voller Ruhe. Das realisiert man, sobald man einen Fuss über die Türschwelle des Hospizes setzt. Auch wenn da manchmal traurige Dinge geschehen, ist es ein froher Ort. Man spürt dieses Wohlgefühl von aufgehoben Sein. Es ist eine perfekte Alternative zum Sterben daheim. Denn die heimelige Atmosphäre ist fast wie daheim. Das Hospiz schliesst eine Versorgungslücke in unserem System.



Rochus Lussi

Das Pendel des Lebens abbilden

Rochus Lussi ist Bildhauer, Künstler, Botschafter für das Hospiz Zentralschweiz. Der Nidwaldner arbeitet mit Holz, weil der Werkstoff dem menschlichen Körper sehr ähnelt. Beide sind organisch, der natürliche Verwesungsprozess dauert in etwa gleich lange. Sein philosophischer Ansatz? Kein neues Produkt zu schaffen, sondern Bestehendes in eine neue Form zu bringen, dem «Sterben» einen Inhalt zu geben. Welch schöne Parallele zu seinem Hospiz-Engagement. Ein Gespräch mit Rochus Lussi über sein Schaffen als Künstler und als Botschafter für das Hospiz.

Yvonne Ineichen: Rochus Lussi. Sie sind Botschafter für das Hospiz Zentralschweiz. Wie kam es dazu?

Rochus Lussi: Sibylle Jean-Petit-Matile wünschte sich für die Botschaftertätigkeit Menschen aus allen Sparten: Politik, Kultur, Wirtschaft, Soziales. Sie gelangte an mich, weil sie mich in der Zentralschweizer Kunstszene wahrnahm. Wohl auch damit verknüpft, dass ihr Ehemann früher mit meiner Frau zusammenarbeitete, war ihr mein Name, mein Wirken geläufig.

Warum engagieren Sie sich?

Das Werden und Vergehen, der Tod ist in meiner Arbeit immer ein Thema, diese Verletzlichkeit, die mit dem Sterben, Verblässen einhergeht. Auf der anderen Seite ist der Ort ein wohltuender von hoher Wertigkeit. Die Ästhetik, die Gesinnung, der Geist entsprechen mir. Zudem

bin ich in der Politik gut vernetzt, setze mich ein als Kurator, organisiere Ausstellungen. Da kann ich Fäden spinnen, die Hospizbotschaft in die Welt tragen. Ich werde oft, bisweilen auch verwundert, auf mein Engagement angesprochen. Dann kann ich Brücken bauen. Dastehen, dazustehen, das entspricht mir.

Und wie engagieren Sie sich?

Zum einen ganz haptisch, greifbar, indem ich Karten oder den Geschäftsbericht auflege. Ich nutze meine eigene Korrespondenz als Plattform und

versende begleitend Flyer, eine Karte, mache so auf das Hospiz aufmerksam. Ausserdem bin ich durch meine kulturpolitische Tätigkeit in Kontakt mit dem Landrat, dem Regierungsrat. Ich bin einer von hier, wuchs in Nidwalden auf, bin vernetzt und verwurzelt. So gelingt es

mir, an einem Apéro Fäden zu spannen, das Thema zur Sprache zu bringen. Da bin ich hartnäckig und weise regelmässig darauf hin, dass in finanzieller Hinsicht ein Statement notwendig ist.

Wie muss sich die Finanzierung von Hospizaufenthalten in Ihren Augen weiterentwickeln?

Menschen an deren Lebensende sind Menschen, die sich engagierten, an der Gesellschaft beteiligten. Sie zahlten ihr Leben lang Steuern, Krankenkassenprämien. Wie traurig, wenn in der letzten

Phase dann nicht das Optimale möglich ist. Ich weiss von zwei Personen aus Nidwalden, die im Hospiz ihre letzte Lebenszeit verbrachten, sich die Zeit gönnen konnten und wie wohltuend sie diese erlebten. Warum wird das Hospiz nicht so behandelt, wie zum Beispiel das Luzerner Theater, das KKL? Hier bezahlt der Kanton Nidwalden einen Sockelbetrag und beteiligt sich darüber hinaus mit einem Beitrag pro Person. Im Moment trägt das Hospiz als Stiftung die finanzielle Last im Alleingang, unterstützt durch Spendengelder Privater oder von Institutionen. Das kann auf Dauer nicht die Lösung sein. Natürlich stecke ich nicht knietief im Detailwissen zu den Finanzen. Doch mein gesunder Menschenverstand sagt mir, dass Kantone, Gemeinden, Krankenkassen ihren Beitrag leisten müssen, sodass das Hospiz Zentralschweiz finanziell mitgetragen wird.

Was ist Ihr Anliegen in Bezug auf Ihre Botschaftertätigkeit?

Wer sich für einen Aufenthalt im Hospiz entscheidet, darf an einem schönen Ort sterben. Nicht jeder Mensch ist so privilegiert und besitzt einen Garten, eine Loggia, um im Bett liegend naturnah zu sein, wohl umsorgt dazu. Das Gegenteil ist der Fall. Viele leben auf engem Raum, in einer Blockwohnung, gar ohne Balkon und selten hindernisfrei. Ich meine, die Umgebung, in der man seine letzte Lebenszeit verbringt, beeinflusst Seele und Gemüt massgeblich. Und das ist beim Hospiz so augenfällig gelöst. Dieser schöne, durchgeistigte Bau mit seinem Innenhof ist stimmungsvoll und ästhetisch. Jeder Mensch, der sein Lebensende mit hoher Qualität begehen möchte, sollte einen solchen Platz haben.

Hatten Sie zuvor schon einen Bezug zur Palliative Care?

Vor einigen Jahren begleitete ich eine Frau, die aktiv sterben wollte. Sie nahm mein Auseinandersetzen mit den existenziellen Fragen wahr und fasste deshalb den Mut, mich um Beistand zu bitten. Sie wurde vom Leben arg geprüft, litt seit Jahren unter starken Schmerzen. Obwohl ich erst vehement dagegen war, liess ich die Frage wirken und entschied mich schliesslich, diesen Weg mit ihr zu gehen. Als Sibylle Jean-Petit-Matile mit ihrer Bitte an mich gelangte, war das für mich ein Lichtblick. Die Art und Weise, wie man im Hospiz sterben kann, fühlt sich für mich viel stimmiger an. Man durchläuft den Prozess auf allen Ebenen – religiös, medizinisch, spirituell – so unglaublich betreut. Der Übergang vom Leben in den Tod ist ein elementarer Moment. Und deshalb ist die Institution so wichtig. Zur Palliative Care hatte ich zuvor Berührungspunkte, weil meine Schwester seit vielen Jahren Sterbende im Krankenhaus begleitet.

Sie sind nicht nur Botschafter, sondern zuallererst ein erfolgreicher Künstler. Wie wird man Künstler?

Künstler wird man nicht, Künstler ist man. Zuerst lernte ich Schreiner. Offenbar zeichnete ich während der Lehre schon gut, hatte anscheinend Talent. Mit achtzehn stellte ich mir zum ersten Mal die Frage, ob ich mich in Richtung Kunst verändern soll. Ich entschied mich dann, mit psychisch Kranken, sehr sensiblen und verletzbaren Menschen zu arbeiten und leitete eine Werkstatt. Eine Stimme in mir wusste, dass es nicht meine Berufung war. Ich kündigte nach zwei Jahren. Die Brücke zur Kunst war gebaut. Der Inhalt meines kreativen Schaffens war jedoch



ein stetiger Prozess, ist es noch immer. Das Thema, die Nischenthemen, die Auseinandersetzung mit Kippmomenten, das wuchs organisch. Meine Aussage zu Beginn dieser Frage ist mit einem Augenzwinkern zu verstehen. Am Ende des Tages ist meine Arbeit eine, wie jede andere auch.

Wie muss ich mir diese Arbeit vorstellen? Wachen Sie am Morgen mit einer Idee auf und legen los?

Ich habe einen klar strukturierten

Tagesablauf, stehe meist vor fünf Uhr auf und widme mich dann meiner körperlichen Fitness. Die ist wichtig, da ich tagtäglich mit grossen Kettensägen hantiere und dabei meinen Rücken stark belaste. Gegen sieben Uhr gehe ins Atelier und widme mich meinem Schaffen. Und um achtzehn Uhr ist Schluss. Ausser, es steht noch ein Termin in der Agenda. Meine Inspiration hole ich mir auf allen Ebenen. Egal, wohin ich gehe, das Skizzenbuch ist in meiner Tasche. Während des letzten Urlaubs in der Bretagne füllte ich

unzählige Seiten mit Trash: Eindrücke und Erlebnisse festgehalten in Skizzen und in Worte gefasst. Da vermischt sich alles. Die Worte machen das Erlebte intimer, persönlicher. Oft sind es vermeintliche Nichtigkeiten, die mir auffallen. Taucht ein Erlebnis, ein Eindruck aus meinem Skizzenbuch wieder in mir auf, nehme ich das als Zeichen, dass sich da etwas etabliert und ich mich damit befassen darf.

Und daraus entsteht dann ein Werk?

Daraus entstehen Werke, kleinere wie grössere. In diesem Jahr arbeite ich zum Beispiel an einem Werk, in dem ich die Big Teddys* mit dem Wolfsrudel und roten Stäben vermische, einen Chaosraum kreiere. In meinen Anfängen waren oft Menschen Thema meiner Arbeit. Irgendwann realisierte ich, wie zerstörerisch unser Gebaren bisweilen ist. Deshalb interessieren mich immer mehr die Kippmomente, die Grenzerfahrungen. Der Mensch ist nach wie vor präsent, aber nicht mehr sichtbar. Ein Beispiel? Zeige ich ein Kopfkissen mit dem Abdruck eines Kopfes, erzählt das eine Geschichte. Der Mensch hatte darauf Tagträume, Nachträume, erlebte Erotik, schwitzte unter der Last ungelöster Themen – ich benenne es nicht wortwörtlich, doch die Vorstellungskraft kann in diese Richtung reisen. Dieses Vakuum finde ich spannend. Tiere sind extreme Botschafter in Bezug auf den Menschen, eine Transformation. Mein Wolfsrudel kann durchaus auch ein Menschenrudel sein, sein Verhalten spiegeln. Ich spreche in einem Geheimnis, es muss nicht immer alles offensichtlich sein. Das ist für mich spannender als das offensichtlich Plakative.

Für das Hospiz haben Sie eine Holzskulptur in Katzenform gefertigt. Wieso eine Katze?

Ich schlug verschiedene Ideen vor, wir einigten uns auf die Katze. Sie ist für die Bewohnenden nicht zu abstrakt, es besteht ein Bezug, ist in Gedanken nachvollziehbar und geniessbar. Es ist erst die zweite Katze, die ich schuf. Sie ist als Wesen in meinem Leben zwar präsent, ich spürte ihre Message jedoch nicht. Was ich spannend finde? Sie zeigt sich immer häufiger. Es scheint an der Zeit,

mich mit diesem Tier und seinen mysteriösen Fähigkeiten auseinanderzusetzen.

Wie spüren Sie, dass ein Objekt, ein Druck, ein Projekt «fertig» ist?

Tatsächlich beschäftigt mich dieses Thema. Ich muss realistisch sein. Zu Beginn meiner künstlerischen Laufbahn war meine Arbeit gotisch, reduziert. Später wurde sie realistischer. Und jetzt ist es an der Zeit, dass ich wieder mehr zu den Anfängen zurück darf. Ich will nicht meine Perfektion als Bildhauer beweisen. Ich will Geschichten erzählen. Da ich ausschliesslich mit der Kettensäge arbeite, bin ich nicht (mehr) verführt, mich im Detail zu verlieren. Ich will diesen Raum für das perfekt Unperfekte ausloten, grosszügig bleiben und denken, ein Ende finden. Ein Ritual, damit umzugehen, sind meine Morning-Drawings. Dabei zeichne ich mit Beize und einem grossen Pinsel vollkommen lustbetont, ohne Erwartung und ohne den Prozess zu steuern.

Ihre Biografie ist beeindruckend. Die Liste der Ausstellungen, Arbeiten im öffentlichen Raum und Stipendien lang. Im 2023 werden Sie für ein Atelierstipendium nach Berlin reisen. Was machen Sie da?

Ich werde mit Sicherheit nicht das Gleiche machen, wie hier. Das Holz darf für einige Monate ruhen. Es ist auch die Chance zu spüren, ob die Lust danach noch da ist. Das grösste Thema wird Performance im öffentlichen Raum sein, mich in Bewegung, in einer Handlung zeigen. Auch hier wird es um Grenzerfahrungen gehen. Performance ist für

mich nichts anderes als eine bewegte Skulptur.

Sehen Sie Parallelen zwischen Ihrer Arbeit und dem Lebenszyklus?

Mittlerweile ja. Bezeichnend ist die Frage: Wenn alles schiefgehen würde in meinem Leben, würde ich die Kunst verlassen? Ich meine, sie würde in irgendeiner Form ein Teil von mir bleiben. Durch sie lebe ich, atme ich, verarbeite ich, drücke ich Geheimes, Verborgenes aus. Sie ist mein Ausdruck und mein Kommunikationsmittel, ein existenzieller Teil meines Selbst und auch Psychohygiene. Das ist vermutlich bei allen, die nicht ausschliesslich ästhetisch schaffen, der Fall. Deshalb ist es mein Wunsch, mich bis zum letzten Atemzug kreativ ausdrücken zu können.

Wie stehen Sie dem Tod gegenüber? Und wie dem Sterben?

Der Tod ist gefühlt näher als noch vor zwanzig Jahren. Die Angst vor dem Sterben jedoch nicht. Wenn es soweit ist, wird es soweit sein. Wie würde ich in den Moment gehen? Ich kann es abstrahieren, glaube ich zumindest. Ich konnte meine Geschichten erzählen, erzähle sie noch immer. Doch wer weiss: Wenn es konkret wird, wird es existenziell. Und dann betrachte ich es möglicherweise anders. Ich bin ein endloser Optimist, Positivdenker. Ich hoffe, dass ich annehmen kann, was sein soll.

*Rochus Lussi spielt in seiner Arbeit mit dem Unterschwelligen, mit Doppeldeutigkeiten. Die Big Teddys sind Skulpturen in Form von Abfallsäcken, in denen sich, anhand der Formgebung, grosse Teddybären erahnen lassen. Teddybären, die Kinderliebhaber waren. Und irgendwann im Müllsack auf der Strasse landen. Sein Thema sind die Kippmomente, diese Schwelle vom Wohlgefühl zum Verletzlichen.

www.rochuslussi.ch

Die besondere Spende

100 Franken von «unbekannt»



Von ein paar Wochen fanden wir in unserem Briefkasten ein schlichtes weisses Couvert, ohne Beschriftung und ohne Absender. Darin verpackt lag eine 100-er Note. Was für eine schöne Geste! Wir danken dem unbekanntem Spender, der unbekanntem Spenderin von Herzen.

Die besondere Spende

Ein Licht leuchtet weiter



Für dieses Heft durften wir Flavia Hostettler interviewen. Ihr Vater verbrachte seine letzte Lebenszeit im Hospiz. Flavia Hostettler fertigt aus dünnem Beton kleine, innen farbig leuchtende Schalen an, in die man eine Kerze stellen kann. Seit ihr Vater im Hospiz verstarb, fertigt sie für alle Patienten diese Lichtzeichen als Geschenk an. Sie sind etwas, das man nach dem Abschied als Andenken mit nach Hause nehmen kann. Jedes Stück ist ein Unikat, so wie wir Menschen es auch sind. Herzlichen Dank für dieses schöne Zeichen.

 Diverse Daten

Palliative Zug – Zuger TrauerCafé

Das Zuger TrauerCafé gibt Betroffenen in einem geschützten Rahmen die Möglichkeit, sich auszutauschen. Der Anlass ist kostenlos, Spenden sind erwünscht. Eine Anmeldung ist nicht erforderlich. Das Trauercafé findet immer am ersten Freitag im Monat statt.

Nächstes Trauercafé:

7. Oktober, 4. November, 2. Dezember, von 16:00 – 18:00 Uhr

Ausgangsort für den Trauerspaziergang:

Ort: Reformiertes Kirchenzentrum Zug, Bundesstrasse 15, 6300 Zug, Raum: Unterrichtszimmer 2 / 1. OG
Zeit: 16:00 – 18:00 Uhr
Kontakt und Information: 041 748 42 61 oder info@palliativ-zug.ch

 19. Oktober 2022

SRK Unterwalden – Warum denn immer ich?

Pflegende Angehörige üben ihre Betreuungsaufgabe meist mit viel Liebe und der Bereitschaft, über die Grenzen zu gehen, aus. Nicht selten gelten sie in ihrer Familie auch als besonders tüchtig, belastbar, und verlässlich. Wer auf Unterstützung angewiesen ist, fühlt sich oft minderwertig und tut sich schwer. Was hilft beim Hilfe annehmen? Diese Frage muss immer wieder neu gestellt werden. Und die Frage nach dem Mass der Hilfe auch. Angehörige haben Grenzen, an Leib und Seele. Mit diesem Kurs soll vorgebeugt werden, dass die pflegenden und betreuenden Angehörigen nicht in einen emotionalen und körperlichen Erschöpfungszustand fallen.

Kosten: Fr. 160.–
Zeit: 9:00 – 12:00 Uhr und 13:30 – 16:30 Uhr
Veranstaltungsort: Stans

Informationen und Anmeldung:

Dozentin ist Frau Karin Klemm, Diplom-Theologin, Supervisorin, Seelsorgerin. Die Anmeldung erfolgt beim SRK Unterwalden.

 26. Oktober 2022

Palliative Zug – a good death

Ein Abend rund ums Thema Sterben in englischer Sprache. Fordern wir unsere den Tod negierende Kultur etwas heraus. Moderiert von Cris Violatti, Autor und Sprecher.

Kosten: gratis, Kollekte
Zeit: ab 19:00 Uhr
Ort: Zugorama, V-ZUG AG, Auditorium, Baarerstrasse 124, 6300 Zug, S-Bahn Haltestelle Lindenpark
Kontakt und Information: 041 748 42 61 oder info@palliativ-zug.ch

 8. November 2022

Citykirche Zug – Verlieren – ohne sich zu verlieren

„Verlieren – ohne sich zu verlieren“: Wege durch die Trauer. Andreas Haas, reformierter Pfarrer in Zug, bringt anhand von Gedichten verschiedene Formen von Trauer zur Sprache und regt dazu an, den eigenen Trauerweg zu entdecken. Sie sind herzlich eingeladen, Ihre Fragen einzubringen und Erfahrungen zu teilen.

Kosten: gratis
Zeit: 19:30 Uhr
Ort: Pfarreiheim Sonnenhof, Alte Landstrasse 71, 6341 Unterägeri

 13. November 2022

Palliative Zug – Musik und Worte

Ein Abend im Zeichen von Worten und Musik. Gestaltet von Roland Werthemuth, kath. Kirche, Spitalseelsorger,

ökumenische palliativ Seelsorge und Andreas Maurer, ev. Kirche, Regionalpfarrer, ökumenische palliativ Seelsorge.
Kosten: gratis, Kollekte
Zeit: 17:00 Uhr
Ort: Liebfrauenkapelle, Unter Altstadt 34, 6300 Zug
Kontakt und Information: 041 748 42 61 oder info@palliativ-zug.ch

 14. November 2022

Palliative Zug – NWL 3

Für-Sorge und Selbst-Sorge sowie Spiritualität in der Begleitung von Kranken und Betreuenden. Ein Abend begleitet von Schwester Mattia Fährdrich, Pfarreiseelsorgerin kath. Kirche. Nach dem Vortrag ist ein Imbiss inkludiert und es besteht die Möglichkeit für Networking.

Kosten: gratis
Zeit: 17:45 – 19:30 Uhr
Ort: Kantonsspital Zug, Saal K4
Kontakt und Information: 041 748 42 61 oder info@palliativ-zug.ch

 14. November 2022

Caritas Luzern – Infoabend zum Grundkurs Sterbegleitung / online via Zoom

Für Interessierte am Grundkurs Sterbegleitung veranstaltet die Caritas Luzern einen Informationsabend, um den Inhalt des Kurses kennen zu lernen und Fragen zu stellen. Im Grundkurs geht es unter anderem darum, sich mit der eigenen Sterblichkeit und dem Abschied auseinanderzusetzen.

Kosten: kostenlos
Zeit: 19:00 – 20:30 Uhr
Anmeldung und weitere Informationen: www.caritas-luzern.ch

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung!

Sie wollen im Hospiz arbeiten?

Das Hospiz Zentralschweiz in Luzern/Littau bietet schwer kranken Menschen einen Ort der Ruhe und Geborgenheit. Im Rahmen der spezialisierten Palliative Care werden die belastenden Symptome gelindert und in einer Atmosphäre liebevoller Zuwendung die letzte Lebensphase begleitet. In die Betreuung sind die Angehörigen

stets miteingeschlossen. Das multiprofessionelle Team setzt sich aus den Pflegenden, Mitarbeitenden der Seelsorge/Spiritual Care, der Hospizärztin, den Administrativ- und Hauswirtschaftsmitarbeitenden sowie den Freiwilligen zusammen. Die Aufenthaltsdauer für die begleiteten Menschen ist unbegrenzt.

Wir suchen per sofort oder nach Vereinbarung

Mitarbeiter:in Administration 40–60%

mit der Hauptaufgabe Patientenadministration

Für diese Stelle sind gute Kenntnis des Software-Programms Lobos sowie Kenntnisse im Bereich der Sozialversicherungen oder die Fähigkeit und Bereitschaft, sich diese anzueignen.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Falls ja, bitten wir Sie, Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen bis am 31. Oktober 2022 digital an Dr. med. Sibylle Jean-Petit-Matile, Mitglied der Geschäftsleitung, zu schicken: s.matile@hocz.ch.

Wir suchen

Freiwillige

im Dienst unserer Patientinnen und Patienten und ihrer Angehörigen

die bereit sind, unterstützend im multiprofessionellen Hospizteam mitzuwirken. Sind Sie eine flexible, zuverlässige Person, die den Menschen im Hospiz Zeit schenken möchte?

Auskunft zur Freiwilligenarbeit erteilt Ihnen gerne Patrick Rigert, Verantwortlicher Freiwilligenarbeit, p.rigert@hocz.ch oder Telefon 079 441 53 80



DAS GANZE LEBEN



**HOSPIZ
ZENTRALSCHWEIZ**
PALLIATIVE CARE

Stiftung Hospiz Zentralschweiz
Gasshofstrasse 18
6014 Luzern

**Patientenanmeldung und
-auskünfte:**

041 259 91 91

Andere Anfragen:

041 259 91 97

info@hospiz-zentralschweiz.ch
www.hospiz-zentralschweiz.ch



Gütesiegel
Hospize Schweiz



Hospize Schweiz
Hospices Suisses
Ospici Svizzeri
Swiss Hospices



Gönnerverein
Hospize Schweiz



Dachverband
Hospize Schweiz



Druckprodukt
ClimatePartner.com/0973-1005-1001



Emmentalerstrasse 10
8400 Olten

Wir unterstützen das Projekt
Hospiz Zentralschweiz: